

Universität Konstanz

**Europa nach dem Eurozentrismus:
Narrative einer Weltprovinz im Umbruch**

**Post-Eurocentric Europe:
Narratives of a World Province in Transformation**

Förderperiode: 1. Oktober 2024 – 30. September 2029

Teilnehmende Wissenschaftler*innen

Prof. Albrecht Koschorke (Germanistik), Sprecher
Prof. Kirsten Mahlke (Romanistik/Lateinamerikastudien), stellvertretende Sprecherin
Prof. Judith Beyer (Ethnologie)
Prof. Manuel Borutta (Neuere und Neueste Geschichte)
Prof. Pavel Kolář (Osteuropäische Geschichte)
Prof. Daniel König (Geschichte der Religionen)
Prof. Sven Reichardt (Zeitgeschichte)
Prof. Daniel Thym (Öffentliches Recht, Europarecht und Völkerrecht)
Prof. Christina Wald (Englische Literatur / Allgemeine Literaturwissenschaft)
Prof. Juliane Vogel (Neuere Deutsche Literatur / Allgemeine Literaturwissenschaft)
Prof. Christina Zuber (German Politics / Innenpolitik und öffentliche Verwaltung)

1 Profil des Graduiertenkollegs

Das beantragte Graduiertenkolleg ist aus dem seit über fünfzehn Jahren erfolgreichen M.A.-Studiengang „Globale Europastudien“ heraus entwickelt, dessen Grundidee darin besteht, Europa von seinen Grenzen her zu denken, und der die M.A.-Studierenden dementsprechend zu einem Studiensemester bei einer kooperierenden Universität außerhalb Europas verpflichtet. Es teilt diese Grundidee, wobei ‚Grenze‘ in der Forschungsagenda des Kollegs dreifach bestimmt wird: erstens als historische Grenze im Sinn einer zu Ende gekommenen europäischen Hegemonie; zweitens durch die Perspektivierung eines weltpolitisch exzentrierten Europas von außen her; drittens im Hinblick auf die inneren Asymmetrien, Bruchlinien und Peripherien (Boatcă 2015, Förnas 2017, Kacandes/Komska 2017, Klobucka 1997, Schenk/Winkler 2007, Bourguinat 2015), die den europäischen Kontinent seit jeher durchzogen haben und noch heute durchziehen. Alle drei Aspekte verbinden sich in dem Vorhaben, die in wissenschaftlichen Dichotomien noch fortwirkende Trennung des Europäischen von

seinem (post)kolonialen Außen aufzulösen und auch die ‚Provinz‘ Europa selbst einer postkolonialen Sichtweise zu unterwerfen. Von diesem Blickpunkt aus sind die großen historischen Erzählungen, die das europäische Selbstbild lange geprägt haben und als westliches Ideengut weiterhin globalen Einfluss ausüben, einer kritischen Revision zu unterziehen. In der Folge muss es ein Anliegen sein, die Geschichte(n) inner- und außereuropäisch marginalisierter Gruppen als Wissens- und Handlungsressourcen zu restituieren. Andererseits scheint es uns an der Zeit, angesichts neuer weltpolitischer Hegemonien auch die Eurozentrismus-Kritik selbst auf ihre historischen Bedingungen hin zu befragen. Die aktuelle (Selbst)verortung Europas ist Teil eines spannungsreichen Aushandlungsprozesses, dessen politisch-kulturelle Rahmenbedingungen sich gegenüber denjenigen der kulturwissenschaftlichen Europaforschung in den 1990er und 2000er Jahren rapide verändern. Sie macht es nötig, die Eurozentrismuskritik der *postcolonial* bzw. *decolonial theory* im Licht rezenter geo- und europapolitischer Entwicklungen zu präzisieren. Basierend auf Vorarbeiten innerhalb des Exzellenzclusters „Kulturelle Grundlagen von Integration“ (2005-19), führt dieses in vielen Hinsichten grundlagentheoretische Programm eine Gruppe von Hochschullehrer*innen zusammen, die innerhalb ihrer jeweiligen Disziplin eigene Europa-relevante Forschungsvorhaben verfolgen. Ergänzt um das Anfang 2019 mit den Mitteln des Dr. K. H. Eberle-Preises an der Universität Konstanz eingerichtete Forschungszentrum „Kulturen Europas in einer multipolaren Welt“ und weitere Verbundprojekte, soll so ein nochmals verdichtetes, international ausgerichtetes Forschungsmilieu geschaffen werden, durch das sich die Universität Konstanz als ein Zentrum kulturwissenschaftlicher Europaforschung im deutschsprachigen Raum weiter profilieren soll.

Der designierte Sprecher für die erste Förderperiode, Albrecht Koschorke (Leibnizpreisträger 2003), verfügt über langjährige Erfahrungen in der Leitung von Graduiertenkollegs. Er ist als Literaturwissenschaftler mit grundlagentheoretischen Arbeiten hervorgetreten, die für die Methodologie unserer Bearbeitung der Europa-Frage relevant sind. Stellvertretende Sprecherin und designierte Nachfolgerin ist die Romanistin und Lateinamerikanistin Kirsten Mahlke (ERC-Grantee 2010 und 2017), deren Schwerpunkte in der Frühen Neuzeit und der dekolonialen Theorie liegen. Sie wird die Leitung des Kollegs ab 2026 übernehmen. Christina Wald ergänzt die literaturwissenschaftliche Grundprägung des geplanten Kollegs um transkulturelle anglophone Intertextualitätsforschung von der frühen Neuzeit bis zur globalen Gegenwart, Juliane Vogel durch Bezüge zwischen der Europa-Thematik und Formgebungsproblemen des Habsburger Vielvölkerreichs. Mit ebenfalls vier Hochschullehrern ist das Fach Geschichte vertreten. Der Bogen spannt sich hier vom Mittelalter (Daniel König, mit Schwerpunkt auf der Kontaktzone zwischen Christentum und Islam) über Forschungen zum Mittelmeerraum in der neueren Geschichte (Manuel Borutta) und zu Osteuropa (Pavel Kolář) bis zu den globalen Verflechtungen Europas im 20. Jahrhundert (Sven Reichardt). Christina Zuber bringt mit Forschungen zur Balkanregion politikwissenschaftliche Expertise in die Gruppe ein, Judith Beyer ergänzt diesen Aspekt durch ihre auf Europa bezogenen Forschungen von politik- und rechtsethnologischer Seite und ist zudem durch Arbeiten zu Beziehungen zwischen Europa und Asien ausgewiesen. Der Europarechtler Daniel Thym schließlich verbindet die kulturwissenschaftliche Herangehensweise des Kollegs mit institutionellen und juristischen Fragen, insbesondere mit Blick auf den Problemkomplex der Migration. Zusätzlich werden die am Kolleg angestellten oder assoziierten Postdocs ermutigt, sowohl inhaltlich als auch konzeptionell an der gemeinsamen Forschungsagenda mitzuwirken (siehe 3.1.5, 4.4).

Zusätzlich zu der eingeübten örtlichen Zusammenarbeit im Bereich der Konstanzer Kulturwissenschaften bringen alle Beteiligten internationale Arbeitsbeziehungen in das Kolleg ein. Neben den bereits durch den M.A.-Studiengang instituierten Partnerschaften mit außereuropäischen Partnern (u. a. Pretoria, Santiago de Chile, Buenos Aires, Berkeley) und weiteren Kooperationen (u. a. Columbia University New York, UNAM Mexico) sind hier die für die Frage der ‚nahen Grenzen‘ und inneren Peripherien Europas relevanten Standorte zu nennen (Sarajevo, Orient-Institute in Beirut und Istanbul, EURAC Bozen, CEU Budapest/Wien, EUI Florenz, CEJM und MMSH Aix-Marseille, Odysseus Network for Legal Studies on Immigration and Asylum in Europe).

Die Ausrichtung auf die äußeren und inneren Grenzen Europas soll sich auch im Studienprogramm niederschlagen. Über ein allfälliges Programm von Gastvorträgen, internationalen Seminaren, Workshops und Summerschools hinaus wollen wir es den Doktorand*innen finanziell und infrastrukturell ermöglichen, längere Aufenthalte an ausgewählten Partnerinstitutionen zu absolvieren, sofern dies von ihrem Projekt her sinnvoll ist. Überdies wollen wir ein Mentoratsprogramm insbesondere mit außereuropäischen Partnern auflegen. Dazu dienen auch die mitbeantragten Mercator Fellowships, die einen längeren Aufenthalt von Gästen an der Universität Konstanz ermöglichen. Auf diese Weise soll eine kritische Kommentierung ‚von außen‘ ständiger Begleiter unserer Europa-Reflexion sein.

Das geplante Graduiertenkolleg blickt auf einen langen Vorlauf zurück. Es wurde bereits in zwei Durchgängen bei der DFG beantragt. Während die kritischen Rückmeldungen der Gutachter*innen zum ersten Antrag zu einer weitgehenden Umarbeitung unseres Konzepts geführt hat, waren die auf eine Begehung im Januar 2022 folgenden Gutachten im Tenor einhellig positiv und enthielten keinen Hinweis auf sachliche Gründe für die nicht erfolgte Bewilligung. Auch die neuerliche Begutachtung der im Oktober 2022 eingereichten dritten Antragskizze ist zu einem überaus befürwortenden Ergebnis gelangt. Nach ausführlichen Gesprächen in der Gruppe der Antragsteller*innen, mit der Konstanzer Hochschulleitung und mit zuständigen Personen der DFG fühlen wir uns deshalb ermutigt, eine aktualisierte und modifizierte Version des Antrags erneut einzureichen.

In die Ausarbeitung unseres Programms sind vielfältige gutachterliche Hinweise eingegangen. Gleichwohl bleibt die Aufgabe bestehen, zwischen divergierenden Zielvorgaben einen Ausgleich zu finden. So ist die internationale Öffnung des geplanten Kollegs mit dem Standortprinzip und den Erfordernissen der hiesigen Doktorandenausbildung in Einklang zu bringen. Durch die vorgesehene Einbindung außereuropäischer Kolleg*innen in das Betreuungskonzept wollen wir den ‚Blick von außen‘ auf unsere Europa-Forschung verstetigen und institutionalisieren. Da hier vieles von der Zusammensetzung der Graduiertenkohorte und vom Zuschnitt der ausgewählten Projekte abhängt, sehen wir das bestehende Netzwerk von Arbeitskontakten als einen Rahmen für Betreuungsoptionen an, der im Verlauf noch an die konkreten Bedürfnisse angepasst, gegebenenfalls erweitert werden muss. Je nach Zusammensetzung der Gruppe wird auch eine alltagstaugliche Regelung der Arbeitssprachen in den gemeinsamen Veranstaltungen und bei Präsentation der Projekte auszumitteln sein. Ein klarer Zielkonflikt besteht zwischen dem sich aus der Anlage des Programms ergebenden Erfordernis von Fernreisen jenseits des europäischen Kontinents und dem Primat der Nachhaltigkeit, dem sich auch die Universität Konstanz verpflichtet fühlt (siehe 7.1.2.2). Hier wird eine mittlere Linie darin bestehen, längerfristige Gastaufenthalte in beiden Richtungen zu fördern, soweit sie inhaltlich gerechtfertigt sind, bei kurzfristigen Anlässen wie bei Konferenzen jedoch eher für eine *online*-Teilnahme zu optieren.

Durch den verzögerten Startzeitpunkt des geplanten Kollegs wird die Amtszeit der beiden germanistischen Mit Antragsteller*innen während der ersten Bewilligungsphase enden. Sowohl Albrecht Koschorke als auch Juliane Vogel sichern aber ihr weiteres Commitment zu. Bei den Ausschreibungen zu ihrer Nachfolge wird die Bereitschaft zur Mitarbeit am Graduiertenkolleg ein zentraler Punkt sein. Die literaturwissenschaftlich-narratologische Grundausrichtung des Kollegs wird auch von Kirsten Mahlke als designierter Nachfolgerin des Sprechers der Anfangsphase verkörpert. Ergänzt wird die jetzige Gruppe um ein affines und sympathisierendes Umfeld von weiteren ausgewiesenen Forscher*innen in den vertretenen Disziplinen. Künftige Mitwirkung erhoffen wir uns überdies durch die bevorstehende Neubeseztzung der Konstanzer Slavistik.

2 Forschungsprogramm

3.1 Ziele und Arbeitsprogramm

3.1.1 Grundriss und Aktualität der Problemstellung

Es braucht kaum betont zu werden, dass diese dritte Einreichung unter dem Eindruck der neuen Phase des russischen Angriffskrieges gegen die Ukraine erfolgt. Durch den Krieg haben sich mit den politischen auch die diskursiven Verhältnisse in fundamentaler Weise geändert. Innerhalb kürzester Zeit teilt sich die Welt wieder in die überwunden geglaubten Blöcke der Zeit des Kalten Krieges (Kolář 2010a-b, 2014, 2016, 2017a-b, 2018, Kolář/Řezník 2012, Buchanan 2007) – auch in Hinsicht auf die Zwischenstellung der vormaligen Dritten Welt, die inzwischen als Global South ein weitaus größeres machtpolitisches Gewicht innehat. Im Zusammenschluss mit anderen als westlich bezeichneten Staaten unter Führung der USA ist es zu einer Wiedererweckung der westlichen Wertegemeinschaft gekommen. Sie äußert sich, zum Teil sogar in Milieus, die von der Friedensbewegung herkommen, in einer erhöhten Bereitschaft zu militärischer Aufrüstung an der Seite der nach ihrem Selbstverständnis für das europäische Ideal kämpfenden Ukraine. So stehen zwei Erzählungen von Europa nebeneinander: Für die eine ist der Kontinent ein Hoffnungsort, für die andere auf Grund seiner hegemonialen Stellung und fortwirkenden kolonialen Vergangenheit ein Ziel der (Selbst-)Kritik.

Unterdessen müssen sich antihegemoniale Denklinien in postkolonialem Geist unwillkommener Allianzen erwehren. Denn der Überfall auf die Ukraine, auf deren Einverleibung Russland kolonialistisch-neoimperiale Ansprüche erhebt, wird seinerseits als Abwehrkampf gegen die Hegemonie des Westens gerechtfertigt. Er erfolgte vor dem Hintergrund eines erstarkenden Eurasianismus, der die atlantische, liberale Orientierung des Kontinents geopolitisch und weltanschaulich umpolen will (Laruelle 2015). Die Fürsprache für eine multipolare Weltordnung verbindet sich aus russischer Sicht mit einer Kriegserklärung gegen das westliche Zivilisationsmodell. Der russische Neoimperialismus macht reichlichen Gebrauch von Versatzstücken postkolonialer Narrative; Russland inszeniert sich als Vorkämpfer gegen den falschen Universalismus westlicher Werte und wirbt seit Jahren um Sympathien nicht nur in Gebieten früherer europäischer Kolonien, sondern treibt einen Keil auch in die politische Landschaft Europas hinein (Shekhovtsov 2018).

Solche neuerlich brisant gewordenen politischen Implikationen müssen bei der Konzeption unseres Forschungsverbundes berücksichtigt werden. Wir wollen uns aber hinsichtlich des Umfangs unserer Thematik weder auf die aktuelle Kriegssituation einengen lassen, noch sehen wir Anlass, an der theoretischen Anlage unseres Programms Einschränkungen vorzunehmen. Im Gegenteil werden durch das Geschehen in der Ukraine, wenngleich in anderer Weise als uns lieb sein kann, wichtige Elemente unseres Nachdenkens über Europa bestätigt: dass die erfolgte geopolitische Dezentrierung Europas neue Rahmenbedingungen für das Verständnis sowohl der Gegenwart als auch der Geschichte des Kontinents schafft (Conrad u. a. 2013, Adam u. a. 2019, Buettner 2016, Jensen 2020); dass die kulturellen Konsequenzen daraus noch immer nicht vollständig realisiert worden sind, unter anderem weil verbreitete Selbsterzählungen der Moderne nach wie vor – auch außerhalb Europas – von eurozentrischen Prämissen geprägt sind und heute in ambivalenter Weise auf ihren Ursprungsort zurückwirken (Beyer 2023a, 2023b); dass sich ‚Europa‘ in seinem historisch revidierten Verständnis als ein durchgängig mit seiner Außenwelt verschränktes und von ihr abhängiges, in sich uneinheitliches Gebilde mit wechselnden Zugehörigkeiten, Grenzen (Lewis/Wigen 1997) und Konfliktherden darstellt; und dass schließlich die Austragung solcher Konflikte kulturelle Kräfte in Gestalt kollektiver Erzählungen und Imaginarien (Koschorke u. a. 2007) auf den Plan ruft, die eine das reale Geschehen beeinflussende, häufig sogar konstituierende Wirkung ausüben.

Historisch ist die Exzentrierung des europäischen Halbkontinents schon in seinen Namen eingeschrieben. Als ‚Europa‘ wurde in der Antike ursprünglich der Peloponnes, bei Herodot dann die Landmasse nördlich von Hellas beschrieben. ‚Europa‘ begann also in der Region, die man heute als ‚Balkan‘ bezeichnet, wobei diese Bezeichnung umstritten ist und von kaum einem der Völker jener Region akzeptiert wird, mit der einzigen Ausnahme der Bulgaren (Previšić 2014: 20). Der Name ‚Balkan‘ wird vorwiegend als Stigma empfunden, weil sich mit ihm Zweifel an der Zugehörigkeit zu ‚Europa‘ verbinden, und deshalb insbesondere von den Griechen abgelehnt. Auf der Landkarte der Imaginationen ist ‚Balkanismus‘ ein halber ‚Orientalismus‘ (Bakic-Hayden 1995, Todorova 2009). Man trifft hier „auf das Paradox, dass

jene Region, welche heute quasi als Synonym für die europäische Peripherie verstanden wird, einst den Ursprungsort derjenigen Kultur bildete, auf die sich Europa noch heute beruft“, wodurch sich „europäisches Zentrum und europäische Peripherie“ miteinander verschränken (Baleva/Previšić 2016: 11).

„Wo ist Europa, und wenn ja, wie viele?“, könnte man versucht sein zu fragen (Attali 1994). Diese Frage ist aus geographisch-geopolitischen Gründen vor allem an der Süd- und Südostgrenze des Kontinents virulent. Findet sich Europa in den Köpfen und Herzen der an der Südgrenze internierten Geflüchteten, für die Europa ein Sehnsuchtsort bleibt, auch wenn er ihnen den Zutritt verweigert oder erschwert? Verkörpert es sich in Institutionen wie Frontex oder aber in den NGOs, die sich in den Lagern um ihre elementarste Versorgung bemühen? Stehen eher die zivilen Seenotretter im Mittelmeerraum für Europa oder die Regierungen jener Staaten, die trotz verabredeter Zusagen die Aufnahme von Geflüchteten verweigern (Ziegler 2020)? Verläuft durch die Ägäis eine inner- oder außereuropäische Grenze? Was rechtfertigt die humanitäre und administrative Bevorzugung von Geflüchteten aus der Ukraine gegenüber solchen aus Afrika oder Asien? Länger schon als der Krieg in der Ukraine erweist sich die Asylfrage als ein Kristallisationspunkt brisanter Debatten um den Wesenskern von Europa ebenso wie um seine sowohl rhetorisch als auch faktisch umkämpfte Peripherie.

Diese Debatten werden mit hohem emotionalem Einsatz geführt. In ihnen aktualisiert sich eine Frage, die die europäische Geschichte begleitet, seit man überhaupt von ihr sprechen kann. Als Kontinent, aber auch als Vorstellungsgröße ist ‚Europa‘ durch wechselnde Umrisse und Zentrierungen mitsamt den zugehörigen Grenzziehungen sowohl im Inneren wie nach außen gekennzeichnet. Es ist demgemäß weniger in der Art eines einheitlichen Blocks gegen den ‚Rest der Welt‘ abzusetzen als vielmehr in ein Gefüge von Multipolaritäten, Spannungslagen und Machtasymmetrien einzubetten, die das inner- und außereuropäische Geschehen eng miteinander verzahnen. Dies gilt bei genauerem Hinsehen bereits für die Epoche des Kolonialismus, in der sich die machtpolitische Zentrierung auf Europa trotz seiner inneren Rivalitäten und notorischen Zerrissenheit in einem auch kulturellen Eurozentrismus niederschlug, der einer glatten Dichotomie zwischen ‚dem Europäischen‘ und seinem ‚Anderen‘ Vorschub leistete. Doch erst die Gegenwart, in der die begrenzte welthistorische Bedeutung des Kontinents offenkundig wird, macht den Blick freier auf Europa als ein durch seine gesamte Geschichte hindurch polyzentrisches Gebilde in einer multipolaren Welt.

Damit ist die epistemische Ausgangslage umrissen, von der aus wir unser Vorhaben angehen wollen. Unseren Einsatzpunkt bildet die Überzeugung, dass alles Nachdenken über Europa heute dem verminderten Einfluss des Kontinents auf das Weltgeschehen Rechnung zu tragen hat. So evident dieser Sachverhalt ist, ist er epistemologisch doch noch nicht in seiner vollen Konsequenz realisiert worden. Zwar wird Kritik am Eurozentrismus seit Jahrzehnten geübt; seit Längerem geht sie verstärkt mit der Forderung nach einer ‚Provinzialisierung Europas‘ (Chakrabarty 2007) einher. Als kulturelles Projekt ist die Dezentrierung Europas jedoch in weiten Teilen noch unvollständig geblieben, auch weil verbreitete Selbsterzählungen der Moderne nach wie vor – selbst außerhalb Europas – von europäischen Prämissen geprägt sind und heute in ambivalenter Weise auf ihren Ursprungsort zurückwirken. Zugleich stehen die Kulturwissenschaften vor der Herausforderung, sowohl die aktuellen Debatten um Europas problematische Identität(en) historisch aufzuschlüsseln als auch neue Konzepte zur Beschreibung von Formen postnationaler Zugehörigkeit und Integration unter den Bedingungen des globalisierten 21. Jahrhunderts zu finden. Dieses mehrfache Anliegen soll die Arbeit des beantragten Graduiertenkollegs bestimmen, und zwar vor allem in drei Hinsichten:

1) In der Konsequenz der verminderten politischen Weltgeltung Europas sind **eine Vielzahl von Vorannahmen zu relativieren, die, offen oder latent, auf der Dominanz europäischer Traditionslinien beruhen**. Das wird nicht allein von innereuropäischen Denklinien her möglich sein, sondern erfordert eine breitere Anerkennung von Quellen und Ideenbeständen nicht- bzw. voreuropäischer Provenienz. Unweigerlich wird damit die Frage nach dem Verhältnis zwischen dem westlich-europäischen Wissenschaftsparadigma und dem Eigenrecht des durch europäische Hegemonie marginalisierten lokalen Wissens aufgeworfen. Diese Arbeit an

den epistemologischen Grundlagen eines neuen Verständnisses von Europa in der Welt ist weit mühseliger und wird voraussichtlich sehr viel mehr Zeit in Anspruch nehmen als die ‚Neueinpreisung‘ Europas in der globalen Realpolitik. Im Kern geht es dabei um das Vermächtnis der europäischen Neuzeit und um die Rolle, die sie in Beziehung zu exkludierten Traditionslinien gespielt hat. Indessen ist auch die Welt jenseits europäischer Dominanz alles andere als ein herrschaftsfreier Raum. Der geopolitische Machtverlust von Ländern des Kontinents zieht nicht *eo ipso* die Emanzipation der durch den Kolonialismus marginalisierten Bevölkerungen und Kulturen nach sich. Diese finden sich vielmehr in neue Asymmetrien und Abhängigkeiten gestellt, wodurch die Auseinandersetzungen um die Rolle Europas historisch in den Hintergrund rücken.

2) Aus dem Rückbau des europäischen universalistischen Narrativs in der Gegenwart entsteht das Erfordernis, die geänderte Perspektive retrospektiv geltend zu machen und die Exzentrierung Europas, sein Herausrücken aus dem vermeintlichen Mittelpunkt des Weltgeschehens, auch in der Darstellung vergangener Epochen zu implementieren (Schüttpelz 2020). Gegenwartsreflexion und Geschichtsschreibung bedingen sich wechselseitig: Während die Darstellung der Vergangenheit auch dem Zweck dient, die Verhältnisse der jeweiligen Jetztzeit zu rechtfertigen und intelligibel zu machen, wirkt umgekehrt der Bewusstseinsstand der Gegenwart als historiographisches Apriori auf die Rekonstruktion ihrer Vorgeschichte zurück. So sind die im Gefolge des Postkolonialismus einsetzenden Bemühungen zu verstehen, **die Geschichte(n) Europas auch in ihren früheren Etappen als globale Verflechtungsgeschichte(n) neu zu schreiben** (König u. a. 2012, 2016; König 2019a-c; Mahlke u. a. 2014, 2020; Mahlke 2020; Wald 2018, Reichardt 2021), die Handlungsmacht bisher als peripher und subaltern behandelte Akteure gebührend zu berücksichtigen, wechselseitigen Einflüssen auf politisch-ökonomischem wie auf religiös-kulturellem Gebiet den ihnen gemäßen Platz einzuräumen und überhaupt **die lange währende welthistorische Randständigkeit Europas anzuerkennen**. „Europa nach dem Eurozentrismus“ ist insofern keine allein auf die Gegenwart zu beziehende Formel, sondern Ausgangspunkt für eine grundlegende Revision der Selbstgeschichtsschreibung der die Geschicke des Kontinents prägenden Imperien und Hegemonialmächte (Mahlke/Bezner 2010) rückwärts bis zu ihren Anfängen in der mediterranen Antike.

3) Eine gesteigerte Aufmerksamkeit auf nichteuropäische bzw. in der dominanten Selbsterzählung Europas marginalisierte Traditionslinien leitet nicht nur dazu an, die Position Europas im Weltgeschehen neu zu bestimmen; sie erfordert es darüber hinaus, **„das Europäische“ auch von innen her zu diversifizieren**. Dies heißt indes nicht, die Referenz auf einen immer wieder neu gefassten „Abrufbegriff“ (Schneidmüller 1997) Europa in ihrer historischen Bedeutung zu schmälern. Vielmehr sollen die Forschungen im Graduiertenkolleg dazu beitragen, den stark auf dominante Traditionen im westmitteleuropäischen Raum verengten Begriff von Europa in lokalen Zusammenhängen historisch und zeitgenössisch zu entmonopolisieren. Sie stellen sich damit der von führenden Intellektuellen formulierten Aufgabe, ein reicheres Verständnis der Vielfalt kultureller Ressourcen zu entwickeln, die jenseits der Frage nach einer einheitlichen europäischen Identität zu Binnensolidarisierungen beitragen und die **Integration des Kontinents „after Europe“** (Krastev 2017) trotz aller krisenhaften Entwicklungen der Gegenwart zu befördern vermögen.

3.1.2 Zur Methodologie und zum Zusammenwirken der beteiligten Disziplinen

Das geplante Programm führt wie seine Vorgängerinstitution, das DFG-Graduiertenkolleg *Das Reale in der Kultur der Moderne* (2010-2019), in der für Konstanzer Forschungsverbände charakteristischen Art kultur-, sozial- und rechtswissenschaftliche Expertise zusammen und vereint damit Kapazitäten, die für eine Verflechtungsgeschichte und Neuperspektivierung des Gegenstandes die besten Voraussetzungen bieten. Die kulturwissenschaftlichen Europa-Forschungen stehen bereits über das Eberle-Zentrum (siehe 6.1) miteinander in Verbindung.

Wichtige kulturtheoretische Vorverständigungen wurden überdies im Exzellenzcluster „Kulturelle Grundlagen von Integration“ (2005-2019) erzielt, das im Konstanzer Zentrum für kulturwissenschaftliche Forschung (ZKF) nachhaltig gestellt wurde.

Die Literatur- und Kulturwissenschaften bilden einen Kernbereich des Graduiertenkollegs, und zwar zum einen, weil wesentliche Konzepte eurozentrismuskritischer Bewegungen von (algerisch- und bulgaro-)französischen, indisch-britischen und palästinisch-amerikanischen Literaturwissenschaftler*innen entwickelt wurden. In diesen Konzepten spielen **Fragen der Mehrsprachigkeit, der Übersetzung und der Deutungskonkurrenz**, die auch für ein Europa nach dem Eurozentrismus essenziell sind, eine wichtige Rolle. Zum anderen ist zu beobachten, dass gerade im 21. Jahrhundert Literat*innen, Intellektuelle und Publizist*innen auf ein wahrgenommenes kulturelles Identitätsdefizit Europas zu reagieren versuchen und zur **Neuvermessung des Erdteils mit ästhetisch-rhetorischen Mitteln** beitragen; als jüngste Beispiele sind unter anderem Robert Menasses Romane *Die Hauptstadt* (2017) und *Die Erweiterung* (2022), Ilja Leonard Pfeijffers *Grand Hotel Europa* (2018), Antje Rávik Strubels *Blaue Frau* (2021) oder David Schalkos *Bad Regina* (2021) zu nennen. Diese Autoren führen eine literarische Tradition (Lützeler 1992) fort, die mindestens bis in das 16. Jahrhundert zurückreicht und sich in alle europäischen Sprachen verzweigt, bislang aber kaum je komparatistisch und diachron untersucht worden ist.

Zum dritten liegt dem disziplinären Schwerpunkt des beantragten Graduiertenkollegs die Überzeugung zugrunde, dass weder die Vergangenheit noch die Zukunft Europas als politisch-institutionelles Gebilde (re)konstruiert werden können, ohne dem Faktor einer **histoire imaginaire** und der zentralen Bedeutung ästhetischer, poetischer und symbolischer Praktiken angemessene Aufmerksamkeit zu schenken. Durch die Konzentration auf einen ökonomisch-historischen Globalisierungsbegriff und die darin virulente Rolle Europas sind die **konstruktiven Effekte von gesellschaftlichen Selbstverständigungsprozessen** bisher nicht systematisch gewürdigt worden. Sie finden ihren artikuliertesten Ausdruck in literarischen Texten oder anderen medialen Zeugnissen, die dem Vorstellbaren in allen Spielarten die größten Entfaltungsmöglichkeiten bieten. Im weiteren Sinn schlagen sie sich in **kollektiven Erzählungen und in den darin enthaltenen narrativen Selbstpositionierungen** nieder. Dafür liefert die in Konstanz praktizierte Allgemeine Literaturwissenschaft den konzeptuellen Rahmen, der im Dialog mit historiographischen und gegenwartsanalytischen Ansätzen weiterzuentwickeln sein wird.

In methodologischer Hinsicht steht infolgedessen die Frage im Zentrum, wie sich Dynamiken, die sich im Bereich des Imaginativen abspielen, auf historische und soziale Gegebenheiten auswirken und umgekehrt von ihnen in bestimmte Bahnen gelenkt werden. Auf eine Kurzformel gebracht, geht es um **das Wechselspiel zwischen Narrativen und Institutionen** – letztere in einem weiten Sinn als persistente Muster gesellschaftlicher Strukturbildung verstanden – **mitsamt den Praktiken, die sich mit diesen beiden Seiten der Formung des Sozialen verbinden**. Dieses Forschungsdesign ist dadurch vorbereitet, dass der Begriff des Narrativs schon seit Längerem das Gehege der Literatur verlassen und Eingang in die Historiographie ebenso wie in die Sozial- und Rechtswissenschaften gefunden hat. Dass **Narrative – verstanden als tentativ-kausale Sequenzierungen von Ereignissen, die eine kollektiv orientierende und affektsteuernde Wirkung ausüben** (Koschorke 2012a) – einen machtvollen Faktor in der Organisation des Sozialen darstellen, darf inzwischen über Disziplinengrenzen hinweg als Gemeinwissen gelten (Ross 2009). Ihre potenziellen Effekte sind dabei ebenso vielfältig wie die gesellschaftlichen Verhältnisse selbst: Sie können Zustimmung, Zugehörigkeit, Vertrauen und kollektive Identität in allen denkbaren Skalierungen organisieren, andererseits jedoch ausschließend wirken, die gesellschaftliche Polarisierung verstärken und sogar den Einsatz von Gewalt rechtfertigen (Beyer 2015, 2018, 2024; Mahlke 2014, 2016). Auch wenn sie sich als ‚Jedermannsressource‘ einer vollständigen Kontrolle entziehen, sind sie doch eine gefährliche Waffe in der Hand derjenigen, die über die entsprechenden kommunikativen Mittel verfügen. Da sie immer in der Mehrzahl vorkommen, sind sie ständigen Geltungskonkurrenzen ausgesetzt, was ihnen eine hohe kulturelle Flexibilität leiht. Dafür wie-

derum kann Europa, das ein Konglomerat widerstrebender Erzähltraditionen mit unterschiedlichsten Referenzräumen vom Lokalen über das Nationale bis hin ins Kosmopolitische (Beck/Grande 2004, Schlögel 2005) darstellt, als ein Lehrbeispiel dienen.

Aus dieser Perspektive kristallisiert sich als eine Kernfrage der Europa-Forschung heraus, **auf welche Weise und in welchem Ausmaß ‚weiche‘ kulturelle Faktoren in Gestalt von kollektiven Erzählungen und Visionen sich zu ‚harten‘ institutionellen Realitäten verfestigen konnten**, die ihrerseits wieder auf die Verfügbarkeit narrativer Ressourcen zurückwirkten. Die Geschichte Europas zeigt aber in besonderer Weise, dass dieser Prozess sich nicht abschließen ließ und keine stabile Groß Erzählung hervorgebracht hat (Koschorke 2015b). Wir haben es stattdessen mit einer Vielzahl von Szenarien der Instabilität in verschiedenen Größenordnungen zu tun, die einen je spezifischen Zugang erfordern.

3.1.3 Thematischer Horizont

Diesen allgemeinen Problemaufriss wollen wir entlang von fünf begrifflichen Achsen bearbeiten, über die sich das interdisziplinäre Studien- und Forschungsprogramm des geplanten Graduiertenkollegs organisiert. Sie sollen als eine Matrix dienen, um die Thematik des Kollegs im Hinblick auf die uns am wichtigsten erscheinenden Gesichtspunkte zu strukturieren. Dadurch leiten sie die interdisziplinäre Zusammenarbeit an und ermöglichen es, auf einem dem Gegenstand angemessenen theoretischen Niveau Verbindungslinien über Fächergrenzen und unterschiedliche Sprachräume beziehungsweise Regionen hinweg zu ziehen. In den Plenarveranstaltungen werden wir uns dementsprechend an herausgehobenen Aspekten dieser Matrix orientieren.

Innerhalb des allgemeinen Fragehorizonts des Graduiertenkollegs sind die fachlichen Schwerpunkte der beteiligten Antragsteller*innen angesiedelt, die das gemeinsame Vorhaben in den beteiligten Disziplinen verankern. Über den engeren Fokus der von den jeweils zuständigen Antragsteller*innen individuell verfolgten Forschungsinteressen hinaus, die sich als Inputs im Studienprogramm niederschlagen (siehe das Programm für die erste Kohorte unter 4.1.3), gibt der thematisch-konzeptuelle Aufriss darüber Aufschluss, zu welchen Problemstellungen Betreuungskompetenzen bestehen. Neben den Dissertationen sollen sich auch die am Kolleg entstehenden Postdoc-Projekte bzw. Habilitationen thematisch den fünf konzeptuellen Schwerpunkten zuordnen lassen. Der Verweis auf die entsprechenden Themenfelder soll künftigen Bewerber*innen um eine Promotionsstelle einen Eindruck davon vermitteln, in welcher Weise sich die gemeinsame Forschungsagenda aus der Perspektive der potenziellen Betreuer*innen konkretisiert. Die Betreuungskompetenz der beteiligten Forscher*innen geht aber über diese spezifischen Forschungsfragen hinaus, zumal fehlende Expertise durch externe Zweitbetreuer*innen ergänzt werden kann. Interessent*innen sollen also ermutigt werden, sich mit geeigneten eigenständigen Projektideen zu bewerben.

Das Zusammenspiel der Disziplinen stellt sich in grober Einteilung wie folgt dar: Im Sinne der unter 3.1.2 umrissenen Methodologie soll der Beitrag der **Literaturwissenschaften** auf der ästhetischen, rhetorischen und narratologischen Dimension von für das Vorstellungsgebilde ‚Europa‘ formativen Texten liegen. Die Literaturwissenschaft stellt auf diese Weise Verfahren der Analyse bereit, die über das Feld literarischer Texte hinaus auch auf ein breites Korpus historischer Dokumente anwendbar sind. In den **Geschichtswissenschaften** werden solche formativen Erzählungen im Hinblick auf das Widerspiel zwischen machtpolitischen Verfestigungen und deren Auflösung in vielfältig sich wandelnde Konfigurationen beobachtet, wobei das Hauptaugenmerk auf der geopolitischen Dezentrierung Europas liegt. Aus einer **politikwissenschaftlichen, politikethnologischen und juristischen Perspektive** lassen sich schließlich Praktiken institutionalisierter Machtausübung als Manifestationsformen narrativ generierten Sinns verstehen. Die Frage nach den Narrativen und ihren institutionellen und praktischen Realeffekten bildet solcherart das gemeinsame Fundament, von dem aus die wechselnden Ortsbestimmungen Europas auch in ihrer historischen Dimension von der Frühen Neuzeit (Burke 1980, Detering 2017, Kläger/ Bayer 2016) bis in die Gegenwart rekonstruiert werden sollen. In geographischer Hinsicht sind bis auf den (europäischen) Norden

im Kolleg alle Weltrichtungen mitsamt den wichtigsten zugehörigen Sprach- und Regionalkompetenzen vertreten.

Unsere Perspektive auf Europa geht über eine dichotome Unterscheidung in klassische Selbst- und Fremdbeschreibungen hinaus. Einige der Antragsteller*innen sind auch durch Forschungen in und zu anderen Kontinenten ausgewiesen (Mahlke: Lateinamerika; Wald: nordamerikanische und afrikanische Anglophonie; Beyer: Asien) bzw. arbeiten zu Regionen, die sich an den EU-Außengrenzen befinden (Borutta: mediterrane Inseln und Nordafrika; König: Maghreb und die arabische Sphäre; Zuber: Balkan; Kolář: Osteuropa). Neben der Frage, wie Narrative über Europa in anderen Kontinenten entstehen und tradiert werden, ermöglichen Erfahrungen durch zum Teil längere Aufenthalte außerhalb Europas die Exzentrierung europäischer Narrative. Dabei sind kulturelle und gesellschaftliche Transformationen für uns nicht erst dann relevant, wenn sie sich explizit in europäischen Narrativen spiegeln, sondern auch dann, wenn sie es in signifikanter Weise nicht oder nicht mehr tun.

3.1.3.1 Postkolonialismus, Dekolonialisierung, Transmoderne. Theoretische Neuverortungen Europas

Der Niedergang der kulturellen Hegemonie Europas und allgemeiner die Kritik an westlicher Dominanz spiegeln sich in einer großen Bandbreite von Theorien, deren Anliegen in der Herabstufung normativ-universalistischer Leitkategorien, in der Umstellung von Identität auf Differenz und Alterität (Bhabha 2004, Jullien 2017), in der Pluralisierung von Entwicklungsoptionen (*multiple modernities*, Transmoderne) und als Konsequenz daraus in der Delegitimation der Großen Erzählungen der europäischen Moderne bestehen. Gesteigerte Wertschätzung wird demgegenüber den bis dahin minorisierten Positionen zuteil. Auf mehr oder minder programmatische Weise haben diese im weitesten Sinn postmodernen Theorien darauf hingearbeitet, Gesellschaften denkbar zu machen, die sich nicht mehr durch eine vereinheitlichte Seinsordnung, Wertehierarchie oder ein für alle gültiges Entwicklungsgesetz, sondern durch Heterogenität und Polyphonie auszeichnen. Wie in Frankreich verbindet sich auch in Großbritannien und den USA der von Intellektuellen aus den früheren Kolonien vorangetriebene Befreiungskampf mit emanzipatorischen Theorietraditionen innerhalb der vormaligen Kolonialmächte selbst. Seit den 1990er Jahren sind zunächst im Kontext der indischen *subaltern studies* und im akademischen Feld Südafrikas nach Ende der Apartheid Bestrebungen von sozial- und kulturwissenschaftlicher Seite zu beobachten, **dem Monopolspruch von westlicher Moderne und europäischer Rationalität die *Southern Modernities* als gleichzeitige und gleichwertige Modelle entgegenzusetzen** (Comaroff & Comaroff 2012, Connell 2014). Die Ansätze der von lateinamerikanischen Kulturtheoretiker*innen seit den 1990er Jahren initiierten Dekolonialitätsstudien um die Gruppe *Modernity/Coloniality* (Quijano 2000, Mignolo 2011) gehen sogar noch über die Forderung nach Anerkennung marginalisierter Stimmen und Entwicklungspfade im globalen Süden hinaus. Ihr Aufruf zu „epistemischem Ungehorsam“ (Mignolo 2012) und Widerstand gegen den „Epistemizid“ (Sousa Santos 2014, Grosfoguel 2014, Cusicanqui 2018, Maldonado Torres 2007) zielt darauf ab, den Eurozentrismus auch der marxistischen und feministischen Theorien, die sowohl die *subaltern* als auch die *postcolonial studies* prägen, herauszustellen und durch als ‚südllich‘ apostrophierte Epistemologien zu ergänzen bzw. zu ersetzen (Grosfoguel 2006, Garay Montañez 2011, 2016, Walsh 2007, Sousa Santos/Meneses 2009, Segato 2011). Verstärkt leisten diese Theorien in jüngster Zeit auch einen Beitrag zur Debatte um das Anthropozän und die vor allem für den globalen Süden verheerenden Folgen des Klimawandels, indem sie die Wirtschafts- und Kulturformen des Extraktivismus mit (neo-)kolonialen Verflechtungsgeschichten verbinden (Acosta 2009, Chakrabarty 2009, ders. 2012, Seoane/Taddei/Algranati 2013).

In Hinsicht auf die Restitution nicht-eurozentrischer Imaginations- und Wissensbestände nimmt Lateinamerika eine herausragende Rolle allein schon dadurch ein, dass die Auseinandersetzung mit der europäischen Kolonialmacht den vierhundert Jahre dauernden Zeitraum von der Frühmoderne im 15. bis zur Dekolonisierung im 19. Jahrhundert umfasst

(Segato/Malosetti Costa/Bidaseca 2016, Filippi 1986). Die Unabhängigkeit wiederum wurde durch europäisierte kreolische Eliten vollzogen, während indigene und besitzlose Bevölkerungsgruppen das Schicksal einer Re-Kolonisierung erfuhren. Aus dieser doppelten Kolonisierungserfahrung von Indigenen, Versklavten und aus Europa eingewanderten Habenichtsen oder Flüchtlingen sind vielstimmige transkulturierte (Ortiz 1995) Erzählungen hervorgegangen, die diesem nach Südamerika verpflanzten Eurozentrismus alternative Entwürfe entgegensetzen (→ Themenfeld Mahlke).

Auch wenn ein Autor wie Achille Mbembe den Verlust der zentralen Stellung Europas noch vor wenigen Jahren als „die Grunderfahrung unseres Zeitalters“ bezeichnet hat (Mbembe 2014: 11), beschränkt sich die Auseinandersetzung mit dem Kolonialismus längst nicht mehr allein auf eine Kampfansage des globalen Südens an den globalen Norden. Vielmehr richtet sie sich inzwischen zunehmend auf die **Ausbildung neokolonialer Strukturen in und zwischen den vormals kolonisierten Gebieten**. Europa steht dabei nicht mehr – oder allenfalls als in die Gegenwart fortwirkende Vergangenheit – im Fokus, bildet aber nach wie vor einen maßgeblichen institutionellen wie theoretischen Referenzraum der postkolonialen Kritik. Durch diese Referenzierung haben die *postcolonial studies* in mancher Hinsicht zu einer ins Negative gewendeten Überschätzung ‚Europas‘ (etwa in der Definition von *modernity* als Trias aus *capitalism*, *enlightenment*, *imperialism*) geführt. Ein differenzierteres Bild muss dem System von Koproduktionen, auf dem einerseits der Kolonialismus beruhte, der ihm andererseits auch entgegenstand, und damit der *agency* nichteuropäischer Eliten Rechnung tragen. Dabei kommen die Beziehungen („Relations“, Glissant), Transkulturationen und Mischformen (Créolité, Mestizaje) in den Blick, die nicht ausschließlich auf ihre Herkunft (europäisch), ihren Erhaltungsstatus (defizitär, synkretistisch) oder ihre Wirkung (Gewalt, Widerstand) reduzierbar sind.

A. De-Europäisierung der Moderne. Die **Modernisierungstheorien** der Ära des Kalten Krieges, in denen sich Ost und West in Konkurrenz zueinander als Träger des gesellschaftlichen Fortschritts zu profilieren versuchten, trugen in sich noch das Erbe der europäischen Geschichtsphilosophien seit der Aufklärung, die ihre Prinzipien der Freiheit und Vernunft in der Welt verbreiten wollte und den eigenen Erdteil zum „Vaterland der Künste und Wissenschaften“ (Wieland 1984) verklärte. In diesem Vaterland wurde nicht nur der überseeischen Welt, sondern auch vermeintlich barbarischen Ländern wie Russland und der Türkei kein Platz eingeräumt (→ Themenfelder Kolář, König). Gleichzeitig wurden im Russland Peters des Großen (Schimmelpenninck van der Oye 2010) und in der Türkei Mustafa Kemals aber auch Prozesse der Okzidentalisation initiiert. Die Idee ‚Europa‘ war so immer schon zugleich größer und kleiner als die geographischen Umriss des Kontinents.

Dieser politisch höchst folgenreichen normativen Ausrichtung ist im 20. Jahrhundert mit pluralen Konzepten wie dem der *multiple modernities* (Eisenstadt 2000) begegnet worden. Die Annahme einer Mehrzahl durch die jeweilige Kultur bedingter Entwicklungspfade ist gegen diffusionistische Modelle gerichtet, die im Zeitalter des Imperialismus ihren Ausgangspunkt zunächst von Europa, dann vom Westen insgesamt unter US-Vorherrschaft nehmen, und zollt dem wachsenden Selbstbewusstsein und der veränderten wirtschaftspolitischen Position anderer Weltregionen Respekt. Inzwischen sind in diesem Geist zahllose Studien erschienen, die dem Westen die Urheberschaft oder gar den Alleinbesitz der kulturellen Errungenschaften streitig machen, die den Boden der Moderne bereiten: wissenschaftliche Rationalität, Autonomie des Säkularen, Menschenrechte, Selbstbestimmungsrecht der Völker, Nationalstaatlichkeit, Demokratie usw.

Die Kontroverse darüber, ob sich die für die Moderne entscheidenden Innovationen in der Neuzeit kulturellen Wechselwirkungen verdanken, die über den europäischen Kontinent hinausreichen, oder ob sie im Sinne Max Webers Resultat einer spezifischen Entwicklung sind, hält an und wird wohl auf absehbare Zeit nicht zur Entscheidung gelangen. Auf der einen Seite finden sich Darstellungen, die in dekolonialem Geist auf transkulturelle Koproduktionen und *alternative modernities* abstellen (Kumar 2019) oder das Modell einer alternierenden Vorherrschaft ost- und westeurasischer Zivilisationen vertreten (Goody 2010, vgl. Jones 1981). Ihnen stehen auf der anderen Seite Beweisführungen gegenüber, die den *takeoff* der Moderne

auf Spezifika des europäischen Mittelalters (Mitterauer 2003), der polyzentrischen Staatlichkeit (Daly 2020), einer besonderen kulturellen Extrovertiertheit (Brague 1993, 2017) und/oder der Verfasstheit der paneuropäischen *respublica literaria* als Inkubator von Innovationen (Mokyr 2016, Casanova 2004) zurechnen. Ohne hier Partei zu ergreifen, lässt sich doch konstatieren, dass eine Weltgeschichtsschreibung der Späten Neuzeit (u. a. Bayly 2011), die auf die Frage nach den besonderen Bedingungen für den Aufstieg Europas verzichtet, nicht in Sicht ist. **Es muss also noch offen bleiben, inwieweit die seit der Mitte des 20. Jahrhunderts fortschreitende De-Europäisierung globaler Modernität in die Vergangenheit zurückgreifen kann.** Was die aktuelle Lage angeht, so ist die These zu bedenken, dass spezifische kulturelle Traditionen Europas „in der ganzen Welt angeeignet und weiterentwickelt“ worden und damit zu so etwas wie einem „Weltkulturerbe“ (Hoffmann 1998: 17f.) geworden seien (→ Themenfeld Wald). Als Ideenrepertoire und Lebensstil sind sie folglich inzwischen weniger geo- als soziographisch zu verorten. Wie die entsprechenden Aneignungsprozesse im Zuge einer globalen Verwestlichung vor sich gingen, welche Formen der Assemblage (Sassen 2006) sich mit der Expansion westlicher Technologien verzahnten, inwieweit die aus zunächst europäischen Wissenschaftsentwicklungen heraus emergierende Technik ihre kulturellen Entstehungsbedingungen mit sich trägt oder abgestreift hat, welche Strategien andererseits seit dem 16. Jahrhundert von eroberten Gesellschaften angewandt worden sind, um sich gegen westliche Denk- und Lebensformen zu immunisieren – all dies sind reiche empirische und historische Felder kulturwissenschaftlicher Forschung. Den Rechts- und Sozialwissenschaften stellen sich ähnliche Fragen im Hinblick auf den Export und die außereuropäische Geltungsreichweite europäischer Institutionen (→ Themenfeld Thym), die oft durch Hybridbildung und kreative Appropriation in andere Gesellschaften implantiert wurden. Ein in vieler Hinsicht paradoxer Effekt ergibt sich dadurch, dass staatlich verordnete und gesteuerte Modernisierungsprogramme im europäischen Stil im 19. (osmanische Tanzimat-Reform, chinesische Selbststärkungsbewegung, Meiji-Restauration) und noch im 20. Jahrhundert dem Zweck gedient haben, durch Übernahmen und partielle Angleichung Gleichrangigkeit mit den Nationen des Westens zu erreichen und gerade so Autonomie zu bewahren – einschließlich der damit einhergehenden ambivalenten Prozesse des *nation building* und der Identitätspolitik, bei denen die Literatur ein bedeutendes Reflexionsmedium war. **Offenkundig haben sich viele der im europäischen Kontext entwickelten Kulturtechniken und Sozialmodelle als transkulturell adaptierbar erwiesen** – nicht selten mit der paradoxen Folge, dass sie nach ihrer Ablösung vom Urheber gegen diesen gerichtet werden. Insofern kann man von einer Globalisierung ‚des Europäischen‘ sprechen, die keineswegs gleichbedeutend mit Eurozentrismus ist, sondern die Marginalisierung des Europa genannten Erdteils eher befördert. Dieser Adaptionsprozess geht allerdings mit der Übernahme der ressourcenintensiven Lebensweise des globalen Nordens einher, mit der Konsequenz einer drohenden Katastrophe in planetarisch entgrenztem Ausmaß.

B. Historizität der Eurozentrismus-Kritik. Was die Notwendigkeit einer theoretischen Neuverortung Europas angeht, so deutet vieles darauf hin, dass Denkströmungen dekonstruktiver bzw. konstruktivistischer Prägung, so sehr (oder gerade weil) sie sich in den Curricula eines westlich geprägten Bildungssystems mit globaler Verbreitung institutionell zu verankern vermochten, ihrerseits historisch zu werden beginnen. Das gilt jedenfalls in dem Maß, in dem sie, ausgehend vom globalen Erfolg der *French Theory* der 1960/70er Jahre, auf der Auseinandersetzung mit europäischen Denktraditionen im Rahmen europäisch verfasster Wissenschaftsinstitutionen beruhen und einen Teil ihrer Anstöße gleichsam aus einem kritischen Selbstgespräch des Westens respektive Europas beziehen. In gleichem Maß wird als Paradox sichtbar werden, dass Europa noch in seinem ‚Rückzug‘ eine, wenngleich negativ gegen sich selbst gewendete, Epistemologie von globaler Reichweite hervorzubringen vermochte. Gerade durch das Bemühen um Konzepte zentrumsloser, brüchiger, ihrer semantischen Bestände nicht mehr sicherer Ordnungen könnte diese Epistemologie global anschlussfähig geworden sein. Dies lenkt den Blick auf die noch unbearbeiteten Herausforderungen der postkolonialen (Selbst)Kritik. **Die Kulturwissenschaften müssen sich fragen lassen, ob ihre pluralen, auf die Wertschätzung von Diversität hin ausgelegten Modelle den faktischen globalen Ungleichgewichten von ökonomischer und politischer Macht**

hinreichend Rechnung tragen. Überdies ist das Milieu, in dem sie sich ausbreiten konnten, durch illiberale Tendenzen (Rupnik 2017) in hohem Maße bedroht. In den mittel- und ost-europäischen Ländern, die erst seit den letzten Erweiterungsrounden der EU angehören, werden theoretische und politische Prämissen des postkolonialen Diskurses nicht geteilt oder gegen diesen selbst gewendet (Kołodziejczyk 2014). Die betreffenden Länder sehen sich ihrerseits im Bann einer kolonialen Vergangenheit (Terian 2012, Grzechnik 2019) und artikulieren ihren Wunsch nach Selbstbestimmung vermehrt in ethnonationalistischen Kategorien, während ihnen die Imperative des westlichen Postnationalismus als eine neue Form ideologischer Hegemonie erscheinen (→ Themenfeld Kolář). Überhaupt ist die Tatsache, dass der Nationalismus eine der wesentlichen Triebkräfte antikolonialer Bewegungen war, in das stark von Dekonstruktion und französischer Differenzphilosophie geprägte theoretische Setting des Postkolonialismus nicht bruchlos zu integrieren (Lazarus 1999, Sivanandan 2004, Barrington 2006, Doran 2019). In dem Maß, in dem die unterschiedlichen Entwicklungspfade auch innerhalb Europas verstärkt ins Bewusstsein treten, wird die Vielfalt nachkolonialer Selbstbestimmungen auch theoretisch relevant. All dies spricht dafür, dass die gegenüber dem historischen Entstehungskontext postkolonialer Theorie in den 1960/70er Jahren veränderte geopolitische Situation der Gegenwart auch eine **Selbstprüfung und Neuaufstellung der Eurozentrismus-Kritik** erforderlich macht.

Beispiele für Dissertationsthemen und Postdoc-Projekte:

Literaturwissenschaften: *Auslöschung der Herkunft: Arabische, westafrikanische und karibische Dinge in der spanischen Literatur des Siglo de Oro – Buen Vivir und Eudaimonia: Andine und griechische Entwürfe des guten Lebens – Geschlechterrollen als europäisches Exportprodukt. Vergleichende Perspektiven auf (post)koloniale Literaturen – Die europäische Kulturgeschichte des Schriftenraubs: Maya, Azteken, Inka – Unbeglichene Rechnungen: europäisch-lateinamerikanische Kulturgeschichte der Restitutionsforderungen – Europe's Undead: Spectral Conceptions of Europe in Postcolonial Theory and Literature*

Geschichtswissenschaften: *Heilung durch das Andere. Die Geschichte eines Motivs europäischer Kulturkritik – „Nous savons maintenant que nous sommes mortelles.“ Der kulturkritische Diskurs über Europa nach dem ersten Weltkrieg – Der Beitrag der (arabisch-)islamischen Welt zum Aufstieg Europas – Differenzfeminismus und Dekolonialisierung. Wissensgeschichtliche Interferenzen im Jahrzehnt der Studentenproteste – Französisch-Algerien als Labor des französischen (Post)Strukturalismus*

Politikwissenschaften, Ethnologie, Rechtswissenschaften: *Restitution und Reparation: eine vergleichende Untersuchung kolonial- und nationalgeschichtlicher Wiedergutmachungsleistungen – „Nowhere people“? Beitrag zu einer Anthropologie der Staatenlosigkeit am Beispiel Europas – Europäischer Rechtsexport: Zur Kodifikation und Durchsetzung menschenrechtlicher Verpflichtungen in Migrationsabkommen mit Herkunfts- und Transitstaaten*

3.1.3.2 Entkanonisierung und Glokalisierung

Mit dem Bedeutungsverlust der eurozentrischen Fortschrittserzählung sind Kämpfe um die Rangordnung zwischen kulturellen Leistungen entbrannt. Einen zentralen Austragungsort für diese Kämpfe stellt die Kanonbildung dar. Bis in die 1970er Jahre hinein ließ die Tatsache, dass sich das Epizentrum des globalen Bildungssystems von Europa in die USA verlagert hatte, den Primat europäisch geprägter Traditionslinien im Bereich von Literatur und Geisteswissenschaften, das heißt gleichermaßen als Kanon von künstlerischen Erzeugnissen und kulturellen Wissensbeständen, weitgehend unangetastet. Inzwischen ist der *Western Canon* insgesamt in Bedrängnis geraten und findet sich einer Fülle von alternativen Kanonbildungen gegenüber, die nicht mehr, wie in Zeiten europäischer Hegemonie, absorbiert bzw. an den Rand gedrängt werden können.

Für die am Graduiertenkolleg federführend beteiligten Vertreter*innen europäischer Philologien stellt sich die Frage, welche Konsequenzen aus der politisch-kulturellen ‚Glokalisierung‘

für den jeweiligen literarischen Kanon zu ziehen sind. Die nationalkulturelle Grundprägung ihrer Fächer **hat sowohl regionale Traditionen als auch die den nationalen bzw. imperialen Rahmen übergreifenden Phänomene an den Rand der Aufmerksamkeit gedrängt** (→ Themenfelder Mahlke, Wald, Zuber). Zugleich haben widerständige Formen örtlicher Kulturpflege, häufig in Gestalt einer *invention of tradition*, seit dem 18. Jahrhundert vielfach eine Aufwertung erfahren. Sie dienen der Identitätsstiftung und kulturpolitischen Selbstbehauptung insbesondere solcher Regionen, die unter imperialen oder nationalstaatlichen Vorzeichen kulturell marginalisiert worden waren (→ Themenfeld Koschorke). In diesem Kontext bieten literarische Regionalismen nicht nur reiches Material für eine Geschichte der Sprachpolitik mit Mitteln der Poesie, sondern bilden darüber hinaus den kulturellen Unterbau für Autonomiebestrebungen, die sich zum Teil gegen den jeweiligen Staat auf Europa hin orientieren (→ Themenfeld Beyer). Auf der anderen Seite haben nationale Kanones dazu geführt, Austauschprozesse sowohl über die Grenzen der Literatursprachen hinweg (Damrosch 2003, Ette 2001, 2012) als auch im Verhältnis zwischen Imperien und Kolonien aus dem Blickfeld zu drängen. Alternative Kanonbildungen sind entsprechend häufig von dem Bestreben getragen, auch die Literaturgeschichte in konsequenter Weise als *entangled history* in globalem Horizont zu betreiben.

A. Transeuropäische Intertextualitäten. Zur Beschreibung solcher Vorgänge spielen zumal in der angelsächsischen Literaturwissenschaft **Intertextualitätsmodelle** eine wichtige Rolle, die wahlweise einen engen und weiten Intertextualitätsbegriff, ‚arboresale‘ und ‚rhizomatische‘ Adaptionstheorien, Actor-Network-Theorien und (post-)postkoloniale Verfahren des *writing back* (Ashcroft/ Griffiths/Tiffin 2002), des *canonical counter-discourse*, des metafiktionalen afrikanischen *writing to each other* (Mwangi 2009) und des transkulturellen Schreibens in einem multipolaren, globalisierten literarischen Kommunikationssystem umfassen (Wald 2008, 2009).

In der englischsprachigen Literaturwissenschaft (→ Themenfeld Wald) können hierfür exemplarisch die Erfolgsgeschichten zum einen antiker griechischer (Goff 2007, Hardwick/Gillespie 2007) und römischer Werke (Oakley-Brown 2017) als vermeintlich quintessentieller europäischer ‚Urtexte‘, zum anderen der Dramen Shakespeares (Desmet 2019, Pujante/Hoenselaars 2003) eintreten, die – ihrerseits antike Texte verarbeitend – wie kein zweites zum (Zerr-)Spiegel von nationalen, europäischen und (post-)postkolonialen Selbstbefragungen und Außenansichten auf Europa geworden sind. Die reiche Adaptionsgeschichte dieser Texte zeigt, wie kulturelle Vertrautheit jenseits des nationalen *framings* durch literarische Bearbeitungen und Formwanderungen erwirkt wurde und auch weiterhin wird. Sie macht zugleich deutlich, **dass intertextuelle Bezugnahmen nicht allein Zeugnisse kultureller Annäherung waren und sind, sondern bis heute auch ein Forum für die Aushandlung von Friktionen, Konflikten, Kritik und Differenz bieten.** So bilden antike und frühneuzeitliche Vorlagen eine Folie für die gegenwärtig dringliche Frage nach der Rekonzeptualisierung Europas seit dem Brexit-Votum und im Zuge der auf Europa gerichteten Migration. Dissertationen, die derartige intertextuelle und transkulturelle Verflechtungen untersuchen, können darüber hinaus zu dem derzeit noch eher rudimentären Dialog zwischen postkolonialen Studien und kritischen Europa-Diskursen beitragen und das in den *postcolonial studies* unterdefinierte (überdies oft durch den akademischen Diskurs in den USA geprägte) Konzept Europas als Repräsentant des ‚Westens‘ präzisieren (Schulze-Engler 2013).

In der postkolonialen Literaturwissenschaft wird derweil diskutiert, ob man über dem Versuch, die poetische Stimme der Subalternen hörbar zu machen, nicht die eurozentrische Prägung literaturwissenschaftlicher Basiskategorien selbst übersehen hat, mit denen Studien zur *postcolonial novel* oder zu *postcolonial fiction* stets operierten (Crowley/Hiddleston 2012). Ohne gleich eine Universalgrammatik der Literatur zu fordern, sollte es doch zu den Aufgaben einer post-eurozentrischen Literaturwissenschaft gehören, die westliche Poetik so zu reformulieren, dass sie verstärkt in Dialog mit ästhetischen Praktiken außerhalb der europäischen Tradition treten kann. **Der einseitige Akzent auf kultureller Differenz hat möglicherweise den ebenso wichtigen Blick für transkulturelle Gleichartigkeiten, Isomorphien, Funktionsäquivalenzen und Strukturentsprechungen verstellt.** Hierbei können die

Antragsteller an Vorarbeiten im Rahmen einer indisch-deutschen Forschungskoope-
ration zum Begriff der Ähnlichkeit (Bhatti/Kimmich 2015) als einem „post-postkolonialen Konzept“
(Koschorke 2015a) anknüpfen.

B. Kanonkämpfe. Generell stellen ‚**Kanonkämpfe**‘, **einschließlich der kreativ-subversiven Anverwandlung hochkultureller kanonischer Bestände in Kontexten der sogenannten Glokalisierung**, höchst ergiebige Objekte kulturwissenschaftlicher Analyse dar (Wald 2008, 2009). Die Künste ziehen dabei oft eine besonders hitzige Auseinandersetzung auf sich, weil sie als symbolische Austragungsorte für einen tiefer liegenden Konflikt um Partizipation und öffentliche Wahrnehmung dienen. Ein weiteres, besonders aktuelles Feld laufender Kanonkämpfe sind die Digital Humanities, wo angesichts der Konzentration der Produktionsmittel und der institutionellen Organisationsstrukturen im Globalen Norden seitens von Vertreter*innen der Postcolonial bzw. Decolonial Studies Forderungen nach einer angemessenen Repräsentation nicht-europäischer Überlieferungen und kultureller Produktion im digital cultural record erhoben werden (Risam 2019). Dieses Problem wird durch jüngste Innovationen im KI-Bereich wie ChatGPT noch dringlicher werden (Mohamed/Png/Isaac 2020). Mit Blick auf das europäische Kulturerbe werden derartige Auseinandersetzungen nicht allein in Weltgegenden ausgetragen, in denen europäische Traditionen lange vorherrschend waren – in ehemaligen britischen *dominions*, in der Karibik, in Lateinamerika und Teilen Afrikas –, sondern auch in Europa selbst. Noch ungeklärt ist bei all dem die Frage, in welche dauerhafte institutionelle Trägerschaft die durch Hegemoniekritik und Pluralisierung erweiterten Literatur-, Kunst- und Wissensnormen übergehen. Der Erfolg solcher Dezentrierungen setzt voraus, dass sie sich auch in den akademischen Kernbereichen der Geistes- und Sozialwissenschaften niederschlägt. Die Arbeit des geplanten Graduiertenkollegs bewegt sich in einem Umfeld, in dem nicht zuletzt Geschichte, Kritik und Selbstverständnis unserer Institution, der Universität, auf die Tagesordnung gelangen (Cupples/Grosfuguel 2019, Castro-Gómez 2007).

Fragen der Kanonbildung sind indessen nicht allein auf Fragen der Mitsprache und damit letztlich der Machtverteilung zu reduzieren. Sie fordern auch zu normativen Entscheidungen hinsichtlich der Qualität künstlerischer und im weiteren Sinn geistiger Erzeugnisse heraus, die gerade im interkulturellen Wettbewerb schwer zu begründen sind. Durch den Niedergang der westlichen Hegemonie wird die grundsätzliche Frage aufgeworfen, mit welchem Recht sich eine ästhetische bzw. epistemologische Wertschätzung auf Kategorien wie Höherrangigkeit oder Allgemeingültigkeit stützen kann und welche exzentrierten Kategorien an ihre Seite treten könnten.

Analoge Probleme stellen sich mit womöglich noch weit größerer Tragweite, wenn man den Begriff des Kanons über im engeren Sinn kulturelle Phänomene hinaus auf den Bereich von Institutionen, Rechten und damit verbundenen Wertvorstellungen ausdehnt (→ Themenfelder Thym, Zuber). Die Kritik am hegemonialen Charakter universalistischer Geltungsansprüche, so berechtigt sie für sich genommen sein mag, zieht fatale politische Konsequenzen nach sich, wenn sie sich auf Rechtstaatlichkeit, demokratische Grundrechte und Menschenrechte als Kernelemente eines zu dekonstruierenden ‚europäischen Wertekanons‘ bezieht und dahingehend politisch instrumentalisiert wird. Auf diesem Feld verspricht der transdisziplinäre Dialog zwischen Kultur-, Sozial- und Rechtswissenschaften besonders erkenntnisträchtig zu sein, insofern man es mit ähnlich gerichteten, sich zum Teil überlagernden Prozessen zu tun hat. Es ist in der gegenwärtigen Situation vollkommen offen, ob und wie sich in einer plural verfassten Weltgesellschaft das Leitbild einer normativ unterlegten *Repräsentativität*, das dem Begriff des Kanons inhärent ist, gegen alle kulturalistischen Relativierungen festhalten lässt und was es bedeuten würde, ein solches Leitbild grundsätzlich zu suspendieren.

Beispiele für Dissertationsthemen und Postdoc-Projekte:

Literaturwissenschaften: *Literaturgeschichten der Widerständigkeit: Basken und Mapuche im kolonialen Spanien – Post-Eurocentric Stages: Upstaging European Classics in Postcolonial Drama – “Hodgepodge & Foreign Fashions”: Modelle der Intertextualität und Transkulturalität in der frühen Neuzeit – Pastorale am Fürstenhof. Europäische und außereuropäische Traditionen – Kosmopoliten unter sich. Europäische Implikationen des Konzepts ‚Weltliteratur‘ –*

Comeback aus der Peripherie. Neue Adaptionen Ovids – Griechische Mythen im nacheuropäischen 21. Jahrhundert – Genderaspekte im Dekonstruktionsprozess des europäischen Kanons

Geschichtswissenschaften: ‚Orientalism‘ in der linken und rechten Rezeption antikolonialer Bewegungen im Europa der 1960/70er Jahre – Internationale des social engineering. Zur Verflechtungsgeschichte modernistischer Gesellschaftsplanungen – Faschistische Netzwerke zwischen Europa und Lateinamerika in den 1920er und 1930er Jahren – Globalisierung des Protests: Die Neue Linke Europas und Studentenbewegungen in Asien und Lateinamerika

Politikwissenschaften, Ethnologie, Rechtswissenschaften: „Westliche“ Gewaltenteilung? Der Kampf um den europäischen Verfassungsrechtskanon – Die Genfer Flüchtlingskonvention, ihre geschichtsteleologische Fundierung und ihre Krise in der multipolaren Weltordnung – „Illiberal“, „National“, „Souverän“ - populistische Narrative und die Erosion liberal-demokratischer Institutionen in Europa – Die Familie im antiwestlichen politischen Diskurs in Osteuropa. Ein Aspekt des europäischen Wertekonflikts – Die Überwindung des Autoritarismus - ein europäisches Erbe? Demokratisierungsnarrative und Demokratievertrauen in post-faschistischen und post-kommunistischen Gesellschaften im Vergleich

3.1.3.3 Wechselspiel zwischen nahen und fernen Peripherien

Wie Europas Außengrenzen unterliegen die Vorstellungen davon, wo es sein Zentrum hat, einem häufigen Wandel. Die drei kulturellen Ursprünge, auf die es sich zurückführt, befinden sich ganz oder teilweise außerhalb der heute gezogenen Umriss des Kontinents: der Vordere Orient als Entstehungsort von Judentum und Christentum; die griechisch-hellenistische Kultur, die sich über die Ägäis bis zur kleinasiatischen Küste und darüber hinaus erstreckte; schließlich das Imperium Romanum, das Nordafrika und Westasien umschloss, dagegen nur ein Drittel, allenfalls die Hälfte der später als Europa bezeichneten Landmasse durchdrang. Auch das christliche Byzanz und später der Islam sind Teil der Geschichte Europas, transzendieren aber dessen geographische Grenzen. Diesem Sachverhalt soll in mehrfacher Hinsicht Rechnung getragen werden:

A. Kontaktzone Mittelmeer. Als Kontaktzone Afrikas, Asiens und Europas war der Mittelmeerraum bereits vor den Globalisierungen der Neuzeit eng vernetzt. Er war Schauplatz verschiedener Formen des Protokolonialismus und der Eroberungen (Kreuzzüge, Reconquista, mediterrane Handelsmächte Pisa, Venedig, Genua), die schon im 11. Jahrhundert einsetzten und sich dann bis zum 19. Jahrhundert noch steigerten (→ Themenfeld König). Noch in der Moderne haben sich Europas Konturen hier immer wieder verschoben (Borutta 2011b, 2016, 2020; Borutta/Gekas 2012; Borutta/Lemmes 2013, Burke III 2013, Chambers 2008) (→ Themenfeld Borutta). Zum einen überlagerten sich verschiedene Formen (trans)regionaler Vernetzung. Zum anderen sorgten Prozesse der Kolonisierung und der Dekolonisierung für Expansionen und Kontraktionen Europas. Der Blick auf die südlichen Ränder des Kontinents sowie auf die Zwischenlage der mediterranen Inseln lässt auf paradigmatische Weise erkennen, in welchem Maß der Kontinent stets intern fragmentiert, mit anderen Weltregionen verflochten und ein in seinen Umrissen historisch fluides Gebilde war. Dabei wurden Grenzen nicht nur räumlich, sondern auch kulturell gezogen, und zwar vor allem im Kontext grenzüberschreitender Mobilität (Clancy-Smith 2011, Cooper 2007). Auch hier sind gegenstrebige Dynamiken beobachtbar. Im kolonisierten Algerien, das 1848-1962 als integraler Bestandteil des französischen Territoriums galt und eine Übergangszone zwischen Europa und Afrika bildete, herrschte einerseits eine große Ungleichheit zwischen ‚Europäern‘ und ‚Indigenen‘; andererseits gab es Tendenzen zu kultureller Assimilierung, Integration oder auch Konversion, die solche Ungleichheiten verringerten. Nach der Dekolonisation kam es zwar zu einer politischen Entflechtung beider Räume, die Einwanderung aus Algerien nach Frankreich hielt die Verbindung jedoch aufrecht und ließ die wechselseitige Wahrnehmung sogar noch intensiver werden (Lepénies 2016). Innerhalb des Hexagons wirkten ehemalige Siedler aus Nordafrika (*pièdes-noirs*) aus Sicht der Einheimischen wie mediterrane Fremdkörper, obwohl

sie neben der französischen Staatsbürgerschaft ebenfalls von weißer Hautfarbe und überdies meist katholischen Glaubens waren. Die *harkis* wiederum, die sich im Algerienkrieg mit Frankreich identifiziert und gegen den FLN gekämpft hatten, wurden nicht als vollwertige Franzosen behandelt und anerkannt, weil sie Arabisch oder Berberisch sprachen und die islamische Religion praktizierten (Borutta/Jansen 2016). Bis heute werden Einwanderer aus Nordafrika in Frankreich von der politischen Rechten als Bedrohung des Abendlandes fremd-gezeichnet. Die Grenzen Europas wurden hier also nach der Dekolonisation enger gezogen und mussten von den Eingewanderten in Kämpfen um Anerkennung wieder erweitert werden.

B. Transkontinentale Raumkonzepte und -narrative. In solche gleichermaßen machtpolitisch-institutionelle wie kulturelle Grenzverhandlungen spielen als weiterer bestimmender Faktor **transkontinentale Raumkonzepte** hinein. Zu nennen sind unter anderem der Panlatinismus des 19. Jahrhunderts, die Paneuropa-Bewegung der Zwischenkriegszeit oder die verschiedenen eurafrikanischen Projekte (Hansen/Jonsson 2015) vor und nach dem Zweiten Weltkrieg. Durch die Assoziierung Algeriens in die EWG und mit der *Eurafrique*-Idee ihrer Gründerväter hat sich dieser Teil der europäischen Kolonialgeschichte in die Institutionalisierung Europas eingeschrieben (Davis/Serres 2018; Schäfer 2012). In der vor einigen Jahren reaktualisierten Idee eines auf das Imperium Romanum rekurrierenden *Empire latin* (Kojève 1991, Agamben 2013) lebt er ebenso fort wie in der etwa in Italien noch anzutreffenden Meistererzählung einer kulturellen Vorrangstellung Südwesteuropas, die sich auf ein durch Renaissance und Barock fortdauerndes lateinisches Erbe stützt – mit Stoßrichtung gegen die Dominanz Nordwesteuropas im Zeichen von Aufklärung & Moderne (→ Themenfeld Borutta). Auch dieser durch Narrativierung von Himmelsrichtungen, Konfessionen und Sprachwelten – Romania vs. Anglo-Germania – ausgefochtener Kampf um kulturelle Hegemonie innerhalb Europas hat eine verflechtungsgeschichtliche Komponente: Die Wiederbelebung der Idee Latein-Europas als Analogbegriff zu Latein-Amerika bringt transatlantische Parallelen in Anschlag, die im Kontext der Gegenwehr gegen eine vom Norden oktroyierte Austeritätspolitik zusätzliche symbolische Bedeutung gewinnen (→ Themenfeld Mahlke).

Immer wieder erweist sich so ein enger Zusammenhang zwischen den beiden Hauptinteressen unseres Verbundes: einerseits der Frage nach den Positionierungen Europas in der Welt, andererseits der Analyse von Dynamiken an seinen nahen und inneren Peripherien. Es sind vor allem imperiale Vermächtnisse, die diesen Zusammenhang stiften und das Augenmerk auf die langfristige Wirkung von Vergangenheiten lenken, die im kollektiven Bewusstsein oft längst verblasst sind. Starke Effekte einer solchen *longue durée* gehen von den europäischen Kolonialreichen aus, von denen noch heute einige überseeische Gebiete politisch zu Europa zählen. Sie verschafften dem Kontinent zwischenzeitlich eine globale Vormachtstellung, führten jedoch zugleich auf andere Weise zu seiner Dezentrierung, indem sie – wie im Fall Großbritanniens – bis heute nachwirkende Allianzen außerhalb des europäischen Kontextes hervorbrachten. Inzwischen erfahren in der Geschichtsschreibung Europas, die sich lange vorrangig im Fahrwasser nationaler Historiographien bewegt hatte (Ther 2003, 2004, Osterhammel 2001), auch die kontinentalen Imperien mit ihren je eigenen Gefällegagen zwischen Zentren und Peripherien gesteigerte Aufmerksamkeit. Dabei kommen gerade die Überlappungen zwischen den Machtbereichen und Einflusszonen verschiedener Imperien in den Blick (Dickinson 2008). Hier wäre an neue Forschungen zur „inter-imperiality“ (Doyle 2020) anzuknüpfen.

C. Peripherisierungen, innere Kolonialismen. Während es lange üblich war, ‚Europa‘ und ‚Moderne‘ als mehr oder minder synonym anzusehen, wird erst in jüngerer Zeit der Tatsache systematische Beachtung geschenkt, dass der europäische Kontinent auch im Innern von politisch-kulturellen Grenzziehungen und Ungleichzeitigkeiten durchzogen war und ist. **Mit seinen wechselnden Zentrierungen ging eine Vielzahl von Peripherisierungen einher, die im Kontext der Dekolonisationen seit der Mitte des 20. Jahrhunderts vielfach als innere Kolonialismen interpretiert wurden** (Borutta 2014, Koschorke 2012b). Den älteren, teleologisch an einer (west)europäischen Norm ausgerichteten Groß Erzählungen von Europa ist dementsprechend ein Modell entgegenzusetzen, das den Blick auf die vielgestaltigen Dynamiken zwischen Zentren, genauer: ‚Inseln‘ der europäischen Moderne einerseits, den

ihnen jeweils zugeordneten und als zurückgeblieben eingestuft Peripherien andererseits richtet (Dejung/Lengwiler 2016). Damit verliert Europa seine ihm oft gerade im Kontext des Postkolonialismus zugeschriebene Einheitlichkeit und erweist sich stattdessen als ein von Asymmetrien in allen Skalierungen durchfurchtes Gebilde. Im Großen zeigt sich dies seit dem 18. Jahrhundert in dem wahrgenommenen Kulturgefälle vom hegemonialen Nordwesten Richtung Osten (Wolff 1994, Goldsworthy 1998), Südosten und Süden; aktuell ist die Ukraine aufgrund der jüngste Ereignisse als Schnittpunkt gegenläufiger Peripherisierungen aus dem Westen und aus dem Osten zum Thema geworden (Hundorova 2022). Im Kleinen gilt Entsprechendes bereits für die Zivilisierungsmissionen zentralstaatlicher Akteure in der räumlich nahen Provinz (Borutta 2008, 2011a) (→ Themenfeld Koschorke). Topiken einer potenziell kolonialistischen Fremdzeichnung (Stoler/Cooper 1997) gelangen schon dort zum Einsatz, wo akademisch gebildete Bewohner westeuropäischer Metropolen nur das agrarische Umland ihrer Wohnorte oder deren Unterschichtenviertel („Großstadtdschungel“) bereisen (Schaller/Stuck 2016 u. a.). Dies bietet Anlass, intensiver als bisher das Wechselspiel zwischen inneren Kolonisierungen auf europäischem Boden und der außereuropäischen Kolonialgeschichte zu untersuchen. Auffällig ist, wie flexibel sich die entsprechenden Topiken ihrem jeweiligen Zielgebiet anpassen ließen, und zwar in ihrer ganzen Ambivalenz: durch die Barbarisierung vermeintlich rückständiger Regionen, Völkerschaften und Sozialmilieus einerseits (Rufin 1991), ihre Romantisierung als ‚ursprünglicher‘, ‚naturnäher‘ und ‚gemeinschaftlicher‘ auf der anderen Seite. Ein Musterfall ist hierfür die Balkanregion im Spiegel der ihr gewidmeten kulturgeographischen Mythisierungen (Herder, Jacob Grimm), Reiseberichte (etwa Hermann Bahrs *Dalmatinische Reise*, 1909) und Dichtungen (prominent: Lord Byron, *Childe Harold's Pilgrimage*, 1812; Bram Stoker, *Dracula*, 1897).

Wenngleich solche Verfahren der Fremdzeichnung in den nahen Peripherien Europas ein weniger radikales Gepräge trugen als in den überseeischen Kolonien, wo sie seit dem 19. Jahrhundert in stärkerem Maß rassistisch eingefärbt waren, hinterließen die dadurch bewirkten Ausgrenzungen auch in den Randgebieten des europäischen Kontinents tiefe Spuren. Häufig haben die Betroffenen darauf mit Identitätspraktiken reagiert, die sich wesentlich von den dominanten Traditionen ‚Kerneuropas‘ unterscheiden (→ Themenfeld Beyer). Noch die Bruchlinien innerhalb der heutigen EU und in ihrem Einzugsgebiet sind zum Teil auf die Langzeiteffekte solcher historisch verfestigter Gefällegagen zurückzuführen. Die Analyse derartiger regionaler Pfadabhängigkeiten kann folglich einige der dem europäischen Einigungsprojekt zuwiderlaufenden zentrifugalen Tendenzen erklären.

Hier liegt der Einsatzpunkt der vergleichenden Politikwissenschaft, die in jüngster Zeit ein gesteigertes Interesse an der historischen ‚Fernwirkung‘ vergangener staatlicher Institutionen entwickelt (→ Themenfeld Zuber). Dafür bietet sich exemplarisch eine Analyse der Konstruktion von Zuschreibungen zu ‚Zentrum‘ oder ‚Peripherie‘ an Europas südöstlichen Rändern an. Mit Blick auf „historical legacies“ lassen sich die Auswirkungen imperialer, kolonialer und kommunistischer Regime auf gegenwärtige politische und soziale Phänomene untersuchen (vgl. Pop-Eleches/ Tucker 2017; Simpser et al. 2018). Die Evidenz für systematische *Effekte* vergangener Institutionen wird dadurch empirisch untermauert, dass sie einem Vergleich auf der subnationalen Ebene standhält – zum Beispiel zwischen der Ost- und der Westukraine, zwischen ehemals preußischen und ehemals russischen Regionen Polens oder entlang der ehemaligen Militärgrenze zwischen Habsburger und Osmanischem Reich im heutigen Kroatien. Die größere Herausforderung liegt in der Theoretisierung und empirischen Identifikation *kausaler Mechanismen*, die erklären können, *warum* und *wie* vergangene staatliche Institutionen sich trotz des umfassenden politischen und sozialen Umbaus durch den Kommunismus bis heute auswirken können (Ekiert/Ziblatt 2013). Die hier bisher bestehende Leerstelle in der politikwissenschaftlichen Analyse historischer Langzeiteffekte kann durch das Konzept des Narrativs gefüllt werden. Hierbei wird das Augenmerk besonders auf die bislang unterbelichtete Rolle von politischen und kulturellen Eliten zu richten sein, die aktiv an der erinnerungspolitischen (Re-)Konstruktion imperialer Vergangenheiten und der Gestaltung identitätsstiftender Narrative europäischer Zugehörigkeit (etwa durch Bezug auf das Habsburger Erbe) beteiligt sind. Narrative tragen so zur Formung des kollektiven Gedächtnisses

nisses bei und verbinden frühere Herrschaftsformationen mit der Gegenwart. Forschungspragmatisch besonders günstige Möglichkeiten bieten sich für exemplarische Untersuchungen in der historischen Grenzregion zwischen dem Habsburger und dem Osmanischen Reich. Dort kann in der Betreuung von Dissertationsprojekten auf Forschungserfahrung, Sprachkenntnisse und Kontakte von Christina Zuber in der Region zurückgegriffen werden (Zuber 2013, Zuber/Mus 2013, Kooperation mit der Fakultät für Politikwissenschaft, Universität Sarajevo).

D. Verflechtungsgeschichten des 20. Jahrhunderts. Als dynamisches Verhältnis verstanden und quer durch unterschiedliche Größenordnungen skalierbar, rückt das Begriffspaar Zentren/Peripherien überdies Austauschbeziehungen zwischen Teilen Europas und der außereuropäischen Welt in den Blick, die nicht über die Achse der europäischen Hegemonialität, sondern über Semantiken und Praktiken der Sozialrebellion, des Separatismus, des antikolonialen Unabhängigkeitskampfes und anderer Befreiungsbewegungen verlaufen. Hier setzt die zeitgeschichtliche Forschung zu interimperialen und dekolonialen Verflechtungen Europas im 20. Jahrhundert an (→ Themenfeld Reichardt). Ein prominentes Beispiel ist der Einfluss der stark von der Misere der sardischen Landbevölkerung geprägten Lehre Antonio Gramscis auf Indien und Lateinamerika, während sich umgekehrt die radikalisierten Teile der Studentenbewegung der 1970er Jahre (Reichardt/Siegfried 2010, Reichardt 2010, 2014; Kalter 2011; Slobodian 2012; Jian u. a. 2014; Zewde 2014; Kisukidi 2014; Carey 2016; Blum 2014) ideologisch und stilistisch den südamerikanischen Guerillakampf zum Vorbild nahmen. Dies wirkte sich auch in der Theorieproduktion der Neuen Linken aus (vgl. Erdur 2018), die ihre marxistischen Prämissen kulturwissenschaftlich modifizierte und dabei universalistische Konzepte gegenüber einem emphatisch gedachten Differenzbegriff der Identität in den Hintergrund treten ließ (Young 1990; Appiah 2018). Es ist noch nicht hinreichend untersucht, inwiefern hierbei Anregungen aus dem antikolonialen Befreiungsnationalismus aufgegriffen und verarbeitet wurden. Linker antiimperialistischer Begrifflichkeiten bediente sich in den siebziger und achtziger Jahren auch die entstehende ‚Neue Rechte‘ (Feit 1987; Weiß 2017), wenn sie mit Bezug auf antikoloniale Befreiungsbewegungen etwa für eine Befreiung des deutschen Volkes vom Kulturimperialismus der USA kämpfte (Wagner 2017). Seit den 1980er Jahren spielen entsprechende Denkfiguren und Praktiken (Antiestablishment, Bewegungskarakter, Provokation) in den international hochgradig vernetzten rechtspopulistischen Bewegungen Europas eine bedeutende Rolle (Reichardt 2020, 2022).

Umgekehrt ist auch die Verflechtungsgeschichte des Faschismus (Reichardt/Patel 2016), der offenbar gerade wegen seiner militant antiuniversalistischen Stoßrichtung in verschiedensten, sogar linksrevolutionären Kontexten (Peronismus) adaptierbar war, in das Gesamtbild einzubeziehen. In den 1930er und 1940er Jahren griffen die faschistischen Imperien Europas auf außereuropäisches Territorium aus und entwickelten – in Konkurrenz zu den klassischen Imperien Großbritanniens und Frankreichs – eigene imperiale Vorstellungen über Großräume und globale Einflusszonen. Sie traten dabei in Austauschbeziehungen mit faschistischen Peripherien in Osteuropa, im Nahen Osten, in Fernost und Lateinamerika. In welcher Weise die globalen Wechselbeziehungen und Aneignungsformen den ursprünglich europäischen Faschismus und seine Kernländer Italien und Deutschland veränderten, sollte gleichermaßen zum Gegenstand weiterer Forschungen werden (vgl. Reichardt 2017, 2019a-b, 2021 u. a., Motadel 2014).

Beispiele für Dissertationsthemen und Postdoc-Projekte

Literaturwissenschaften: *Ulm-Santo Domingo-Bogotá. Lokale Verflechtungsgeschichten im Kontext der Welserkolonie Venezuela – Orientalismus im deutschen Barock – Ewiger Friede oder Kriegskapitalismus? Selbst- und Fremdwahrnehmung Europas in der Literatur der Aufklärungszeit – Nativismus in Übersee. Zur Allianz von Heimatliteratur und kolonialer Landnahme im Deutschen Kaiserreich – Agrarromantik im Antikolonialismus des 20. Jahrhunderts*

Geschichtswissenschaften: *‚Tiers-Mondisme‘ auf Sardinien – Gramsci in Indien – Die Erfindung der Pieds-Noirs – Politik- und Alltagsgeschichte antikolonialer Broker aus Asien und dem Nahen und Mittleren Osten in Berlin und Rom während der 1940er Jahre – Die Straße*

von Gibraltar als eurafrikanische Brücke – Ethnopluralismus und Befreiungsnationalismus in der Neuen Rechten Deutschlands und Europas – Provincialising France: Globalisierungsdiskurse im neuzeitlichen Frankreich – Afrika und Mezzogiorno zwischen Kolonisierung und Dekolonisierung – Dunkle Globalisierung: Die Repräsentation der organisierten Kriminalität im Mittelmeerraum – Umweltgeschichte(n) des Massentourismus am Mittelmeer seit den 1960er Jahren – Berlin, Rom, Tokio. Die Rolle der Metropolen im Rechtsintellektualismus der Zwischenkriegszeit – Grenzregime und Grenzzonen. Zur Topik peripherer ‚Ausnahmezustände‘

Politikwissenschaften, Ethnologie, Rechtswissenschaften: Wo endet Europa? Die politische Konstruktion von Zentrum und Peripherie in Südosteuropa – „Habsburger“ vs. „Osmanen“. Die politische Mobilisierung imperialer Vergangenheit in Südosteuropa – Historische Institutionen und Staatsvertrauen in Südosteuropa. Von kausalen Effekten zu Mechanismen – Autonomie verwalten. Kulturelle ‚Imagepflege‘ europäischer Minderheitenregionen zwischen Brüssel und den Provinzen – Die Assoziierungsverträge der Europäischen Union mit den sogenannten AKP-Staaten zwischen regionaler Integration und postnationaler Verstrickung

3.1.3.4 Selbsterzählungen und Fremderzählungen

Seit von „Europa“ die Rede ist, sind seine Identität und mythologische Basis brüchig gewesen (Littlejohns/Soncini 2007). Die Einverleibung der Antike und der Alleinvertretungsanspruch für das Christentum brachten keine Befriedung, verursachten vielmehr ständige Aporien, nicht zuletzt innerhalb der unterschiedlichen europäischen Regionen (z. B. Rom und Moskau). Als Stiftungsurkunde einer territorial umgrenzten Identität scheint auch die Geschichte von der nach Kreta verschleppten kleinasiatischen Königstochter, deren realgeschichtlichen Hintergrund Handel, Gewalt und Migration zwischen den Küsten des Mittelmeers bilden, wenig geeignet. „Europa“ war selten mehr als ein Klageruf oder eine idealisierte Erinnerung in Anbetracht der faktischen Zerstrittenheit der jeweiligen europäischen Mächte. Dieses Dilemma zwischen Machtpolitik und Appell ist bis heute kennzeichnend geblieben. Den einen erscheint Europa als ein „erzählungsloses Subjekt“ (Dufour 2006). Andere appellieren an die Gemeinsamkeit der Europäer*innen, ohne sich deren genauer Beschaffenheit und historischer Grundlage sicher zu sein. Bei all dem bleibt strittig, ob es überhaupt einen kulturellen Bestand gibt, der dem Kontinent Europa als distinktives Merkmal eignet, und was gegen solche Zweifel aufzubieten wäre (→ Themenfeld Vogel). Tagespolitisch jedenfalls wird immer wieder beklagt, dass es an einer kohärenten Europa-Erzählung mangle, mit der politische Solidarität organisiert und Vergemeinschaftung auch affektiv motiviert werden könne (Koschorke 2019). **In der Tat eignet Europa als Bezugsraum stets nur eine geringe Erfahrungsdichte, es fungiert allenfalls als selektiver Oberbegriff für punktuelle Erfahrungen und bleibt empirisch seltsam ungesättigt** (→ Themenfeld Koschorke). Gerade fiktionale Erzählungen mit den ihnen eigenen Evokationen von ‚experientiality‘ (Fludernik 1996, Degler 2008, Conter 2004) können hier als wirksames Komplement dienen. Vieles spricht dafür, dass überhaupt erst die Pluralität ihrer Perspektiven ‚Europa‘ als Identifikationsraum möglich macht. Es verdient eine genauere Analyse, auf welche Weise die fiktiven Einzelerlebnisse der Protagonisten zu einer Sequenz zusammengeführt und in den kulturellen Referenzrahmen ‚Europa‘ eingefügt werden, sodass deren (niemals vollständig auserzählte) narrative Synthese jene Erfahrungssubsumption leistet, derer „Europa“ als mediales Konstrukt stets bedarf, um als Raum von Gemeinsamkeiten und geteilten Überzeugungen plausibel erscheinen zu können. Umso wichtiger ist die Untersuchung der Frage, welche Gestalt der Kontinent in der nicht-europäischen Europahistoriographie und ihren geopolitischen Szenarien oder in aktuellen postkolonialen Fremderzählungen (u. a. Olausson/Angelfors 2009, Bösch/Brill/Greiner 2012) gewinnt.

A. Europa als narratives Imaginarium. Wer nach einem Europa-Narrativ fragt, muss sich folglich zugleich mit den Möglichkeiten und mit der Unmöglichkeit auseinandersetzen, Europa zu erzählen. Dies soll im Kolleg von sechs Gesichtspunkten her geschehen:

1) Zunächst **sind die *master narratives* und ihre kulturelle Langzeitwirkung zu rekapitulieren, die dominante kulturelle Selbstbeschreibungen Europas geprägt haben.** Dazu zählen die Unterscheidung zwischen dem wahren Gott und den Götzen (Referenz Jerusalem) (Koschorke 2014); die Unterscheidung zwischen Zivilisation und Barbarei (Referenz Hellas); das Modell der *translatio imperii* und seine unterschiedlichen historischen Applikationen (Referenz Rom); sowie die asymmetrischen Moderne-Erzählungen, mit denen Europa sich vom Rest der Welt zu unterscheiden vorgab: Aufklärung und Säkularisierung (Borutta 2010; Koschorke 2013) mitsamt ihrer kolonialen, teilweise rassistischen Unterseite.

2) Daran wäre eine historiographische Aufarbeitung und Periodisierung rezenterer Europa-Narrative anzuschließen. Eine (unvollständige) Liste dazu umfasst:

- die Herausbildung und Diffusion eurozentrischer Konzepte in den verschiedenen Wissenschaftskulturen seit dem 19. Jahrhundert (und die Gegenbewegungen dazu);
- diverse Krisen-, Untergangs- und Erneuerungserzählungen des 20. Jahrhunderts, die sich zum Teil mit Visionen politischer Einigung liberaler, konservativer oder faschistischer Art und mit verschiedenen Fusionsprojekten verbinden (Paneuropa, Eurafrika);
- die Reaktionen auf Delegitimierung Europas im Zweiten Weltkrieg und im Prozess der Dekolonisation;
- die Verschmelzung von ‚Europa‘ mit dem ‚Westen‘ im Kontext des Kalten Krieges, in deren Folge der Eurozentrismus in die Modernisierungstheorie transferiert wird und dort vorübergehend eine neue Heimat findet;
- das mit der EU und dem Fall der Mauer verbundene Einigungsprojekt, während sich im akademischen Raum zugleich postkoloniale Neuerzählungen Europas durchsetzen;
- die Provinzialisierung Europas unter dem Einfluss nichteuropäischer Stimmen und des Aufstiegs der asiatischen Länder bis hin zur Vision einer „global Asianization“ (Khanna 2019, Mishra 2013).

Wie stark solche Narrative die Kartierung der kulturellen und politischen Landschaft bestimmen, zeigt sich vor allem in vergleichender Perspektive. Ein paradigmatischer Fall sind die Frontziehungen in der Ära des Kalten Krieges (→ Themenfeld Kolář, Reichardt). Die Selbsterzählungen der dem Atlantik zugewandten Hälfte Europas fanden im Konzept des ‚Westens‘ einen neuen Haltepunkt (Ferguson 2011). Ältere Formen des westlichen Hegemonienarrativs, einschließlich der Vorstellung einer Zivilisierungsmission gegenüber dem barbarischen Osten, wurden im Kalten Krieg umgedeutet und weiterentwickelt, wie etwa die von Hans Kohn geprägten Dichotomie zwischen ‚zivilem‘ und ‚ethnischem‘ Nationalismus deutlich macht (Kohn 1962). Als besonders stabil hat sich dabei die Selbsterzählung Nachkriegseuropas als einer friedlichen, gewaltfreien Macht erwiesen (Jarausch 2015) – im Kontrast zu der kriegslustigen USA wie auch zur unruhigen und unterentwickelten Dritten Welt. Mit dieser friedensorientierten Selbsterzählung ging indessen eine Transformation der Gewaltpraxis einher. Staatliche Gewalt nahm in Europa eine veränderte Gestalt an, wurde dadurch auf dem eigenen Kontinent weniger sichtbar und zugleich in die Dritte Welt exportiert. In diesen Bahnen bewegten sich auch noch die Europa-Narrative nach 1989. Dabei blieben zum einen die von Westeuropa auch nach 1945 geführten Kolonialkriege außer Betracht. Zum anderen schrieb der Mythos des friedlichen Nachkriegseuropas die bipolare Sichtweise des Kalten Krieges fort, in welcher die nach 1945 vorkommende Gewalt ausschließlich mit autoritären Regimen und Diktaturen in Verbindung gebracht wird, die als Abweichung von der westlichen Norm erscheinen (Kolář 2021). In den Debatten um die durch den Ukraine-Krieg veranlasste Militarisierung West- und Ostmitteleuropas füllen sich derart dichotome Sichtweisen mit neuem Leben. Sie sind jedoch von den Ergebnissen der neueren Gewaltforschung (Mazower 2002, Goldstein 2011, Pinker 2011, Martschukat/Niedermeyer 2013, Muchembled 2012, Sheenan 2009) her zu relativieren, die auch in den autoritären Regimes des Ostens in jener Zeit rechts- und

wohlfahrtsstaatliche Tendenzen zu innerer Pazifizierung ausmacht, während umgekehrt die westlichen Gesellschaften durch ein hohes Maß struktureller Gewalt gekennzeichnet sind. Die daraus abzuleitende kritische Revision von kanonisierten Konzepten wie ‚Öffentlichkeit‘ oder ‚Zivilgesellschaft‘ fordert dazu heraus, auch von dieser Seite her die europäische Nachkriegsgeschichte – im Licht aktueller Herausforderungen – neu zu schreiben.

3) Was die literarischen Spiegelungen Europas im engeren Sinne angeht, sind drittens die Wegekarten literarischer Helden (Vogel 1994, 2006; Vogel/Menke 2018; Wald 2019, 2022a-c) signifikant, sofern die durchwanderten Schauplätze überhaupt durch Ortsnamen oder andere Hinweise lokalisierbar gemacht werden. Kaum je erscheint der Kontinent selbst in den Dichtungen als eine literarische Größe, und auch der nationale Bezugsrahmen ist unterschiedlich stark ausgeprägt, während regionale und landsmannschaftliche Marker eine beträchtliche Rolle spielen. Migrantische Existenzen, so lässt sich erschließen, orientieren sich lebensweltlich vorwiegend an Orten statt an größeren Räumen; als Erkennungszeichen wird ‚das Europäische‘ nur in Übersee oder an seinen unsicheren Rändern virulent.

4) Es wäre jedoch falsch, daraus den Schluss zu ziehen, dass Europa nicht schon vor dem durch die Weltkriege des 20. Jahrhunderts angestoßenen Reflexionsprozess ein Dauerthema auch der fiktionalen Literatur war. Nur wird die Sache ‚Europa‘ in diesen Texten nicht in kontinentalem Maßstab verhandelt, wie es heute einem vielfach angemahnten, den politischen Einigungsprozess stützenden ‚Europa-Narrativ‘ aufgegeben sein soll. **Das europäische Imaginarium gelangt vielmehr in ganz unterschiedlichen geographischen und sozialräumlichen Skalierungen zum Ausdruck**, aufgefächert über ein breites Feld von funktionsäquivalenten Bestimmungen: christlich, ‚zivilisiert‘, ‚modern‘, ‚rational‘, an der Spitze der menschheitsgeschichtlichen Entwicklung stehend, bürgerlich, urban usw. mitsamt ihren jeweiligen Antonymen. ‚Europa‘ kommt darin implizit, in der Art eines unausgesprochenen Hintergrundverständnisses, zur Sprache.

In diesem Zusammenhang erweisen sich neuere Ansätze als fruchtbar, die auch mit Blick auf die deutschsprachige Literatur die gewohnten nationalphilologischen Bahnen verlassen und ihre Autor*innen und Texte vielmehr in einem Spannungsfeld zwischen dem Lokalen und dem Imperialen oder, wie im prominenten Fall Kafkas, „on the margins“ mehrerer Imperien ansiedeln (Kontje 2018: 184) (→ Themenfelder Koschorke, Vogel). Da sich das deutsche Siedlungsgebiet über drei Imperien und die Schweiz erstreckte, erzeugte seine im Vergleich zu den westeuropäischen Nachbarstaaten dezentrale Struktur eine entsprechend große Bandbreite an Randständigkeit, die zum Teil den Charakter eines internen Kolonialismus annahm (Kontje 2004, Berman 1998, Feichtinger 2016). Als Kolonisierungen der Fläche wurden bereits die preußischen Verwaltungsmaßnahmen in Westfalen und anderen innerdeutschen Provinzen im Zuge der Modernisierungsmaßnahmen nach 1806 empfunden; den paradigmatischen Fall aber stellen die polnischen Gebiete dar, die als eine Art Labor für den späteren überseeischen Kolonialismus dienten. Dieser Zusammenhang findet sich in einer Persönlichkeit wie Gustav Freytag verkörpert, Autor des Erfolgsromans *Soll und Haben* (1855) und nach 1882 engagiertes Mitglied im *Deutschen Kolonial-Verein* (Ther 2004, vgl. Kopp 2005, 2012, Conrad 2007).

5) So vielfältig sich jedoch das Zusammenspiel zwischen Zentren und Peripherien auch in Mitteleuropa darstellt, so stabil ist die Topik, in der es sich artikuliert. Sie ist durch eine tiefe Zwiespältigkeit gekennzeichnet: Das aufklärerisch-administrative Bemühen um eine ‚Hebung‘ der im Prozess der Moderne zurückgebliebenen ländlichen Welten wird schon früh von literarisch-kulturellen Gegentendenzen durchkreuzt, die das Landleben als ursprünglich und authentisch idealisieren und im Bund mit Autochthoniebestrebungen stehen, die unter bestimmten Umständen zu Nationenbildung und politischer Sezession führen können. Der narratologischen soll deshalb eine **Analyse der zugrundeliegenden Topiken** zur Seite gestellt werden. Die politische wie die Imaginationsgeschichte Europas ist – so eine der zu überprüfenden Hypothesen – nicht

nur von einem Dauerkonflikt zwischen Nationen (Hirschi 2012), sondern auch zwischen Zentren und Rücklagen der Moderne beherrscht (Michaelis-König 2018), der sich in zwei gegenläufigen Großsemantiken ausdrückt, die jeweils auf ihre Weise Weltgeltung erlangt haben: vereinfacht formuliert der Aufklärung und der Romantik.

6) *Last but not least* schließlich ist ein breites Spektrum von Alltagszeugnissen, Reiseberichten, historischen Dokumenten und nicht zuletzt literarischen Texten unter dem Gesichtspunkt zu untersuchen, in welcher Weise sich in der Kontaktzone zwischen Europäern und der außereuropäischen Welt Austauschprozesse sowohl materieller als auch ideeller Art abgespielt haben, die sich erst mit dem neueren Paradigma der Translationsgeschichte angemessen beschreiben lassen (Mahlke 2005a-b, 2006, Matar 2003). Eine so weiträumige historische Betrachtungsweise lenkt das Interesse zumal auf die Jahrhunderte vor der neuzeitlichen Verfestigung der Vorstellung von Europa. Das gilt in seiner fernen Peripherie für die Repräsentation der Eroberungsgeschichte Südamerikas, zumal die iberischen Ankömmlinge von islamischen und jüdischen Institutionen, Begriffen, Geschichtsbildern (Dussel 2004) durchdrungen waren (→ Themenfeld Mahlke). Auch dort, wo wenig zusammengehörige Regionen wie das islamische Al-Andalus oder die Rus in Kiew in ganz unterschiedlicher Weise an mediterranen bzw. asiatischen Entwicklungen teilhaben und mit ihnen verbunden sind, ist diese Frühphase für die Entwicklung alternativer verflechtungsgeschichtlicher Modelle von erhöhtem Interesse.

In dem aktuellen Umbruch des Europa-Narrativs kommt außereuropäischen Stimmen eine herausgehobene Rolle zu. Dipesh Chakrabartys Devise des *Provincializing Europe* steht stellvertretend für entsprechende Neubestimmungen. Dieser aus dem Kontext des indischen Subkontinents hervorgegangenen Perspektive stehen Sichtweisen auf Europa zur Seite, die sich in den anderen Regionen der Erde ausgeprägt haben. Dabei ist hervorzuheben, **dass die jeweiligen Erfahrungen mit Europa nie mit dem Kontinent als Ganzem, sondern nur mit einigen seiner historischen Akteure gemacht wurden und zu entsprechend selektiven Einstellungen führen.** Während indische und südamerikanische Europabilder stark von der jeweils dominanten Kolonialmacht (Großbritannien bzw. Spanien) geprägt wurden, findet in der arabischen Welt eine Auseinandersetzung mit Europa trotz jahrhundertlang enger Beziehungen zu Gesellschaften des nördlichen Mittelmeerraums (König 2006, 2012, König/Kintzinger 2011) derzeit eher im Rahmen eines allgemeineren Okzidentalismus-Konzeptes statt (Buruma/Margalit 2004; Bakhshandeh 2015; Woltering 2011), das stark von rezenteren Erfahrungen mit den USA geprägt ist.

Ein eigener Fokus im Spektrum unserer Forschungen liegt auf den Selbst- und Fremderzählungen zwischen ‚Europa‘ und islamisch geprägten Gesellschaften (→ Themenfeld König). Dass die Ausgrenzung des Islam aus der europäischen Geschichte bis in die Gegenwart hinein identitätsprägend und hochgradig affektbesetzt ist, braucht in Anbetracht der aktuellen Stärke rechtsextremer islamophober Bewegungen in Europa kaum eigens betont zu werden. Weniger bekannt sind umgekehrt muslimische Ansichten von Europa, denen unterstellt wurde, bis zum 19. Jahrhundert von Ignoranz geprägt gewesen zu sein und sich erst unter dem Druck der europäischen Moderne verändert zu haben (Lewis/Wigen 1997, Lewis 2001). Befördert durch die mediale Prägekraft des islamischen Fundamentalismus war gerade in jüngster Zeit die Aufmerksamkeit auf das Hervorkehren von Alterität (‚Othering‘) gerichtet, anstatt zeitgleich existierende Verflechtungen, implizite Wahrnehmungen oder gar das gänzliche Fehlen von Alteritätskonstruktionen zu berücksichtigen. Demgegenüber soll exemplarisch mit Blick auf den arabischen Raum das Neben- und Miteinander einer Vielfalt von Europa-Konzeptionen (König 2015a-b; Hermes 2012; Amīn Šalabī 1951; Aytānī 2011; Heyberger/Walbiner 2002; Catlos 2014; Lewis 2001; Matar 2009; Naḥba min al-kuttāb 2005) beleuchtet werden – auch in gesellschaftlichen Milieus mit weniger starker Medienpräsenz und Sichtbarkeit. In die unter 3.1.3 entwickelte gemeinsame Forschungsmatrix des Graduiertenkollegs wird damit der in diesem Umfeld besonders wichtige **Aspekt der**

Religion eingebracht, dessen Relevanz angesichts von Debatten zu den „jüdisch-christlichen Wurzeln Europas“, zu „Leitkultur“, zu Migration und Integration etc. unübersehbar ist.

B. Zwischen Faszination und Krisendiagnose. Einen Grundzug der europäischen Selbstpositionierung im Weltgeschehen bildet das Schwanken zwischen Entgegensetzung und Faszination. Bereits in den Amerika- und Türkenchriften des 16. Jahrhunderts dienen die Vermessungen des ‚Fremden‘ und ‚Curieusen‘ einer Kartographierung des Selbst (Höfert 2003). Sie lassen dabei eine eurozentrische Sehnsucht nach der Assimilation des Anderen erkennen, wie sie noch die scheinbar selbstkritischen Indienfantasien der Romantiker bestimmt, die, wie Friedrich Schlegel in seiner *Reise nach Frankreich* (1803), von einer Synthese der „Eisenkraft des Nordens“ und dem „Lichtgluth des Orients“ träumten. Gleichzeitig zeigen die frühen Europaschriften, wie der definitivischen Verständigung über Innen und Außen seit Beginn ein Aggressionsimpuls eignet, der im 15. Jahrhundert noch vergleichsweise gut über die Religionsdifferenz von Christenheit und Islam funktionierte, bevor sich die Hoffnungen nach dem reformatorischen Zerbrechen der Kircheneinheit zunehmend nicht mehr an die *christianitas* richteten, sondern sich des zunächst noch unbesetzten Begriffs ‚Europa‘ bedienten (Oschema 2013; Asbach 2011; Schmale 2000). Dass die Besinnung auf Europa und der Appell an seine Einigkeit regelmäßig mit einer kriegerischen Orientierung nach außen einhergingen, wirft ein zwiespältiges Licht auch auf die Friedensordnungen des 18. und 19. Jahrhunderts. Noch der europäische Einigungsprozess nach der Katastrophe des Zweiten Weltkrieges rückt in dieses Zwielflicht, wurden doch gleichzeitig mit den ersten Verträgen zur inneren Befriedung des vom Krieg zerstörten Kontinents von den europäischen Kolonialmächten blutige Kriege in Indochina, Kenia und Algerien geführt. Die in diesem Zusammenhang begangenen Kolonialverbrechen haben in Europa bisher noch vergleichsweise geringe Aufarbeitung erfahren (Schulze-Engler 2013).

Indessen entstünde ein falsches Bild, sähe man die Kolonialzeit allein durch einen eurozentrischen Triumphalismus charakterisiert. Die wiederkehrende Vorstellung, dass Europa sich historisch überlebe und mit der politisch-ökonomischen auch seine kulturelle Vormachtstellung verliere, deutet sich schon bei Montaigne an und ist dann verstärkt im 19. Jahrhundert zu finden – insofern muss auch die Dezentrierung Europas historisiert werden. Von dem Geographen Carl Ritter ist der 1850 getätigte Ausspruch überliefert: „Als Amerika entdeckt war, da wurde der europäische Occident ein Morgenland“ (Honegger 1889: 205); Tocqueville kündigt am Ende seiner Studie über die Demokratie in Amerika das Zeitalter der USA und Russlands an (Tocqueville 1987); und sogar Hegel, der dem Eurozentrismus eine weltgeschichtliche Dimension lieh und ihn zugleich gewissermaßen borussifizierte, glaubte in diesen beiden Mächten im Westen und Osten eine neue Ära heraufziehen zu sehen, für die er in seinem geschichtsphilosophischen System keinen Platz fand (Löwith 2015). Dies sind nur einige Indizien dafür, **dass die Problematisierung der Zentralstellung Europas in der Selbstreflexion der (europäischen) Moderne durchaus ihre Tradition hat und fast als eine latente Routine gelten kann.** Manifest wird sie in den Jahren des Ersten Weltkriegs, die eine intensive Rezeption europakritischer Literatur von außereuropäischen Gelehrten wie dem Inder Rabindranath Tagore oder dem Chinesen Ku Hung-Ming mit sich bringen. Immer wieder bringt sich ein dem europäischen Einigungswillen zugrunde liegender ‚Gründungsschmerz‘ zum Ausdruck, anfangen mit Erasmus von Rotterdams *Klage des Friedens* aus dem Jahr 1517 über die Bildproduktion des Dreißigjährigen Krieges bis hin zu Tolstois *Krieg und Frieden*, der als einer der wenigen tatsächlich ‚europäischen‘ Romane gelten kann. Nicht erst in der Gründungsgeschichte der EU erfolgen die Beschwörungen Europas aus dem Bewusstsein seiner Verletzlichkeit und aus dem Impetus einer kritischen Selbstprüfung heraus. Schon während der Phasen aggressivster europäischer Expansion werden Selbstanklage und Selbstzweifel laut – in einer Linie, die von Montaigne über Heines „Europamüdigkeit“ bis Nietzsche und Spengler reicht. Das führt zu dem eigentümlichen Effekt, dass Europa in seiner Kritik durch außereuropäische Intellektuelle immer auch ein Echo seiner Selbstinfragestellung hört, so wie überhaupt die europäische Moderne durch eine tiefe Ambivalenz sich selbst gegenüber gekennzeichnet ist.

Beispiele für Dissertationsthemen und Postdoc-Projekte

Literaturwissenschaften: *El Dorado und Kannibalen. Zur Koevolution zweier Mythen – Auslöschung der Herkunft: Arabische, westafrikanische und karibische Dinge in der spanischen Literatur des Siglo de Oro – Exotischer Perspektivismus: Techniken europäischer Selbstverfremdung in Reiseberichten, Utopien und Satiren der Frühen Neuzeit – Kein Jenseits von Europa. J. G. Schnabels Insel Felsenburg als politische Allegorie im Kontext der europäischen Robinsonaden – Der Raub der Europa. Weiblichkeit in Selbsterzählungen Europas von der griechischen Antike bis zum Ukrainekrieg – Tabula rasa: Geschichtsphilosophische Konstruktionen des Russischen Reichs von Olearius bis Herder – „Indianized, Turkished, Italianized, Frenchized and Germanized Englishmen“: Early Modern Constructions of Europe between National Stereotypes and Transcultural Hybridity – The Transcultural Family Novel: Narrating Postcolonial Europe in a Multipolar World – Wie Bauern zu Hellenen wurden. Eine deutsch-griechische Verflechtungsgeschichte – Europamüde, Amerikamüde. Novellistik und Publizistik nach der 1848er Revolution – Hegel oder Spengler? Lineare und zyklische Erzählmodelle in der geschichtsphilosophischen Selbstverständigung Europas*

Geschichtswissenschaften: *Eine Kulturgrenze zwischen Europa und (arabisch-)islamischer Welt? Historische Konstruktionen Europas in der arabischen Geschichtswissenschaft – Der Westen, Europa und europäische Nationalstaaten in der arabischen Medienlandschaft des späten 20. und frühen 21. Jahrhunderts – Konfligierende Erinnerungskulturen: Die Kreuzzüge und die Reconquista in der europäischen und arabischen Geschichtswissenschaft des 20. und frühen 21. Jahrhunderts – Schlachtfelder, Bloodlands, Balkanische Zustände: Mental mappings Mitteleuropas im 20. Jahrhundert*

Politikwissenschaften, Ethnologie, Rechtswissenschaften: *Region, Nation und Kontinent. Identitätskonzepte in Mehrebenensystemen im transkontinentalen Vergleich – „Ein Tirol“. Biographische Selbst- und Fremdbestimmungen in Europas kulturellen Minderheitenregionen – Orbán als Retter des Abendlands? Rechtspopulismus und das Narrativ vom Untergang Europas. – Wird am Dnipro Europa verteidigt? Das ukrainische Framing des Kriegs gegen Russland und seine internationale Resonanz*

3.1.3.5 Faktoren und Ressourcen der europäischen Integration

Die kulturellen Bemühungen um eine Neukonzeptualisierung Europas sind nicht ablösbar von einer großen Zahl politischer, juridischer und institutioneller Implikationen. Das betrifft zuvörderst die Frage nach der Fortgeltung des nationalen Referenzrahmens sozialer Organisation in einer zusehends global verwobenen Welt. Die Europäische Union stellt hier gewissermaßen ein Experiment am lebenden Körper dar (Thym 2004, 2015b, 2019b; Bogdandy 2005; Loth 2014; Patel 2018), einerseits – nicht zuletzt aus der Binnenperspektive – skeptisch beäugt und Feindbild ethnonationalistischer Abwehrreflexe, andererseits mit Modellwirkung in anderen Teilen der Welt. Unmittelbar verbunden mit der Instituierung solcher Staatenverbände sind Fragen der Staatsbürgerschaft bzw. *denizenship* (Thym 2015a, 2016a, 2019a, 2017; Thym/Hailbronner 2016; Zuber 2019, 2022, Bloom 2018, Kostakopoulou 2008) mitsamt der Staatenlosigkeit als ihrer Kehrseite (Beyer 2022), der institutionellen Effizienz und demokratischen Legitimierung, die wiederum eng mit dem Problem zusammenhängen, wie soziale Zugehörigkeit und kulturelle Vertrautheit jenseits des nationalen *framings* geschaffen respektive stabilisiert werden können. Die hierbei gezogenen physischen wie vorgestellten Grenzen sind Gegenstand permanenter Aushandlungen und zum Teil massiver Konflikte (Gradinari/Li/Naumann 2021). Probleme, die auch schon auf nationaler Ebene virulent sind (Gosewinkel 2006), vervielfältigen sich bei der Instituierung supranationaler Gebilde. Das gilt für die Grenzziehung einzelner Völkerschaften und Staaten ebenso wie für die Migrationspolitik und das Grenzregime sowie die notorisch unscharfen Abmessungen Europas, dessen variierbare Umrisszeichnungen über die Frage entscheiden, ob die britischen Inseln, Russland, die Ukraine, der Balkan, die Türkei ‚zu Europa gehören‘ oder nicht. Als ein Gebilde mit veränderlichen Außengrenzen war Europa auch in seiner hegemonialen Phase durch die Mobilität von Menschen, Dingen und Ideen starken Einflüssen von seinen Randzonen her

ausgesetzt (→ Themenfelder Borutta, Thym). Mit dem Aufstieg der USA wurde zudem die Frage nach dem Verhältnis zwischen dem Konzept von ‚Europa‘ und dem Konzept des ‚Westens‘ virulent. Während sich im Verlauf des 20. Jahrhunderts der ‚Westen‘ von Europa losgelöst und globalisiert hat, erlebt die EU im Gefolge ihrer jüngsten Erweiterung aktuell eine Akzentverlagerung Richtung Osten, die für das bislang stark von den westeuropäischen Ländern und ihren politischen Erfahrungen dominierte Projekt der Einigung des Kontinents äußerst folgenreich ist.

So hat sich gerade in den vergangenen Jahren gezeigt, dass die Einigung Europas ein Experiment mit hohen politischen und ökonomischen Risiken ist. In kulturwissenschaftlicher Perspektive ist vor allem die Frage relevant, worin die treibenden Kräfte des Integrationsprozesses bestehen (Dominguez/D’haen 2015) und welche Kräfte ihm entgegenwirken. Handelt es sich lediglich um ein Zusammenspiel von spezifischen Interessen, das erschöpfend unter Kosten/Nutzen-Gesichtspunkten analysierbar ist, oder lässt sich trotz aller Spannungen ein Substrat verbindender Überzeugungen identifizieren? In welchem Maß lebt die Europäische Union noch von der historischen Einsicht, dass sonst abermals selbstzerstörerische Energien Überhand nehmen würden? Wie fügen sich die Epochenäsur von 1989 und die Osterweiterung der EU in europäische Selbstverständigungsprozesse, wie werden ganz unterschiedliche historische Verläufe, Erinnerungskulturen und mentale Prägungen mitsamt den daraus resultierenden Erwartungen und Ängsten gegenüber Europa zusammengeführt (→ Themenfeld Kolář)? Entlang welcher Bruchlinien verlaufen innerhalb und außerhalb nationaler und europäischer Grenzen Schließungs- und Öffnungstendenzen? Welche Identifikationsangebote hat ein postnationales Europa zu bieten, auch gegenüber Bevölkerungsgruppen außereuropäischer Herkunft? Kurz, welche Rolle spielen kulturelle Faktoren in einem Prozess, der sich über weite Strecken als eine ‚Integration von oben‘ darstellt, in deren Verlauf Interdependenzverdichtungen herbeigeführt werden, die auf Grund der Pfadabhängigkeit von Folgeentscheidungen eine selbstläufige Dynamik gewinnen?

A. Formalisierung und Synthese. In vergleichender Betrachtung **ist der relative Mangel an einer die Gesamtbevölkerung erreichenden symbolischen Integration indessen keine Besonderheit des lockeren Staatengebildes Europa. Er stellt vielmehr ein Merkmal multiethnischer und transnationaler Gebilde überhaupt dar** und ist vor allem für Imperien charakteristisch, die sehr viel stärker durch Elitenkommunikation und Verwaltungsapparate als durch Volkstümlichkeit zusammengehalten werden (Burbank/Cooper 2010). Aus diesem Grund bieten die Leistungen und das letztliche Scheitern des k. k. Vielvölkerstaates einen bis heute herangezogenen Vergleichshorizont mit der Europäischen Union (→ Themenfeld Vogel). Während frühere Forschungen den Pluralismus des Habsburgischen Staatsgebildes vorwiegend als inhärent krisenhaft behandelten und aus der Perspektive seines künftigen Untergangs beschrieben, akzentuieren aktuelle Forschungen die Stabilität einer über lange Zeit aufrechterhaltenen politischen und kulturellen Struktur (Judson 2016, Fillafer 2018). In diesem Zusammenhang sind die bürokratisch-administrativen Leistungen der Vielvölkermonarchie neu gewürdigt worden. Die Rolle der Verwaltung, der Staats- und Rechtswissenschaften, aber auch der Sprachwissenschaften für die Zusammenführung der multiethnischen Großregion und die Vereinheitlichung des Territoriums unter Berücksichtigung seiner kulturellen Vielfalt tritt immer deutlicher hervor (Stourzh 1985; Kann 1975; Heindl 1998; Wolf 2018; Zelger 2009). Dies bietet Anlass, nach den konkreten Prozessen und Prozeduren, Sprachregelungen, Verfahren und Formalien zu fragen, mittels derer ein so heterogenes Gebilde wie das Habsburgerreich administrierbar gemacht und kulturgrammatisch reguliert werden sollte (Vogel 2019). Von entscheidender Bedeutung war dabei, die an diesem Gebilde beteiligten nationalen Elemente so zu bestimmen und darzustellen, dass an ihnen mehr das Gleiche bzw. Vergleichbare als das Unterscheidende zum Vorschein kam (Osterkamp 2020; Pfaffenthaler 2018). **Für die Europa-Thematik ist der Rückblick auf habsburgische Traditionen deshalb relevant, weil Parallelen in der politischen Verfasstheit ähnliche Funktionsnotwendigkeiten im weitesten Sinn ästhetischer Natur nach sich ziehen** (Zuber/Howe/ Szöcsik 2023; Patel 2013, Patel/Bluche/Lipphardt 2009; Shore 2000).

Von Interesse sind mithin die Reichweite und die Grenzen von Formalisierungsprozessen bei der Durchdringung eines ausgedehnten und heterogenen Territoriums. Von einer solchen Warte aus betrachtet, **erscheinen Einheit und Zusammenhalt der Vielvölkermonarchie als Resultat eines Bemühens um Form, an dem auch Ästhetik, Kunst und Literatur beteiligt sind.** Es geht hier also darum, dem Auseinanderstreben von Zentren und Peripherien und damit den Semantiken der Asymmetrisierung des politischen Raumes, wie sie unter 3.1.3.3 behandelt werden, entgegenzuwirken. Gerade die formästhetische Seite der Hervorbringung politischer Einheit wird uns in ihrem möglichen Modellcharakter für aktuelle Integrationsprozesse in der EU interessieren. Dabei wird ein weiter Formalisierungsbegriff vorausgesetzt: Formalisierung meint hier die Standardisierung sprachlicher (Becker 2011; Luschützky 2017), administrativer, juristischer (Luhmann 1983), mathematischer, geometrischer, grammatischer und ästhetischer Verfahren (Stöckmann 2016), die durch Abstraktion von lokalen Gegebenheiten ortsunabhängige, regelhafte und reproduzierbare Strukturen hervorbringen. Am Beispiel des Habsburgerreichs – und davon ausgehend auch am Beispiel der EU – sind die integrativen Leistungen solcher Formalisierungen herauszuarbeiten und insbesondere in ihren ästhetischen Übersetzungen zu untersuchen. Das Begehren nach einer ‚Herrschaft der Form‘ strahlte in unterschiedlichste Bereiche aus – die Rechtstheorie (Hans Kelsen), die Faszination für kulturindifferente Kunstsprachen wie im Fall des Esperanto-Projekts oder für logische Formalisierungen vom Herbartianismus (Jäger 1982; Stöckmann 2019) bis hin zur Wiener Schule. Diese Fragestellung schlägt eine Brücke von der Agenda des Graduiertenkollegs zu der Forschungsgruppe *Traveling Forms* (siehe Punkt 6.1).

B. Agonale Einheit. Ein entscheidender Unterschied zur EU besteht indessen darin, dass die technisch-administrativen Praktiken der Vereinheitlichung in der Habsburgermonarchie von einer die Diversität überwölbenden symbolischen Integration durch die Krone begleitet und ‚gedeckt‘ wurden. Dem hat die Europäische Union nichts zur Seite zu stellen. Auf absehbare Zeit wird die politische Diskussion um Europa deshalb durch konkurrierende Groß Erzählungen geprägt werden: einerseits das Versprechen der Einigung, das bis heute hauptsächlich ein Projekt administrativer, ökonomischer und intellektueller Eliten ist; andererseits der Rückbezug auf erreichte Standards sozialstaatlicher Inklusion in einem nationalen Rahmen und Resonanzraum, der verstärkt populistisch-xenophobe Züge annimmt.

Wünschenswert sind vor diesem Hintergrund **theoretisch informierte Erzählweisen, die das europäische Projekt nicht mehr nur einseitig als konsensualistisch denken (*E pluribus unum*), sondern Europa als agonistisches Gebilde vorstellbar machen.** Auch auf supranationaler Ebene können Konflikte effektive ‚Vergesellschaftungsformen‘ im Sinne Georg Simmels darstellen, deren Untersuchung es ermöglicht, die Institutionalisierung Europas nicht teleologisch, d. h. als stets schon ‚auf dem Weg zum Föderalstaat‘, sondern als multidirektional offen, als aushandelbar und beweglich zu beschreiben. Dieser Ansatz soll nicht beschönigen, dass Abspaltungstendenzen wie der Brexit oder die Grenzsicherungen im Zuge der Coronakrise sich für das europäische Projekt nachteilig auswirken. Wohl aber kann er den eigenartigen Befund würdigen, dass die Geschichte des Europadenkens ähnlich stark von Konfliktkommunikation geprägt wurde wie von Utopien europäischer Einheit. Sowohl die Genese der europäischen Staaten (Hirschi 2012) als auch die Imaginationsgeschichte Europas im übergreifenden Sinn deuten darauf hin, **dass Rivalität und Dissens selbst in beträchtlichem Maß vergemeinschaftend gewirkt haben.** Es scheint jedenfalls lohnend, dieses Ineinander von Agonalität (Mouffe 2013) und Integration in seiner *longue durée* bild- und medienhistorisch zu untersuchen. Zu denken wäre etwa an die Imaginationsgeschichte des ‚kranken Körpers‘ des Kontinents, von Andrés Lagunas *Europa heautimorumene* (1543) bis zu Iwan Golls *Eurokokke* (1927) – das Narrativ der ‚Krise‘, bekanntlich ursprünglich ein medizinischer *terminus technicus*, wird hier in der Bildfolge von Latenz und Symptom, Krisis, Rücklauf und Verschwinden der europäischen Krankheit entfaltet – mit Nachwirkungen bis in den heutigen politischen Diskurs hinein (Leonhardt 2014).

In theoretischer wie in historischer Hinsicht geht es hier um nichts Geringeres als um die Frage, auf welche Weise politische Kollektive sich bilden und was sie – mit Blick auf die Zukunft – zusammenhält oder auseinanderdriften lässt und wer aus ihnen ausgeschlossen wird (Zuber

2011). Auch diese Frage kann von der Gegenwart her rückwärts gewandt und auf ‚Vorläuferprozesse‘ wie die Entstehung von Reichs- und Staatsgebilden auf europäischem Boden, etwa auf den Vielvölkerstaat Österreich-Ungarn und auf den exemplarischen Fall der Einigung Deutschlands im 19. Jahrhundert in seinen Etappen (Rheinbund, Deutscher Zollverein usw.) gerichtet werden (Langewiesche 2000, 2008). In eine ähnliche Richtung geht der Vorschlag, die EU als „neo-medieval empire“ zu rekonzeptualisieren, im Rückbezug auf die Verfasstheit des Alten Reiches vor dem Dreißigjährigen Krieg, das heißt vor der Herausbildung des „Westphalian state“ (Zielonka 2007) – wie im Mittelalter gekennzeichnet durch ein komplexes „system of overlapping authority and multiple loyalty“ (Bull, in: Zielonka 2007: 162, Hooghe/Marks 2001). Andererseits bieten sich Vergleiche mit anderen föderalen oder Staatenbund-Modellen an (Schönberger 2004), die zu Zeiten als Vorbilder für Europa gepriesen wurden, im Ergebnis aber nicht funktioniert haben: Hier wären komparatistische Untersuchungen zum Scheitern der Einigung Lateinamerikas, wie sie Simón Bolívar nach der Unabhängigkeit anstrebte, oder auch die Panarabische Bewegung zu nennen, die einen sozialistischen Kontrapunkt zu Europa setzen wollte.

Auch in einer anderen Richtung **dürfen die widerständigen Elemente nicht unberücksichtigt bleiben, die in der Historiographie der Nationalstaatsbildungen keine Heimat fanden** und sich als Reserve gegenüber nationalstaatlicher Machtkonzentration mit der dazugehörigen Elitenbildung auch später bemerkbar machen (Zuber/Szöcsik 2015a-b; Zuber/Dzankic 2017; Zuber 2012). Hier liegt ein Einsatzpunkt für politik- und rechtsethnologische Forschungsprojekte innerhalb des Kollegs (→ Themenfeld Beyer). Sie befassen sich mit den autonomen Regionen Europas und spüren den **transnationalen Vernetzungen im Gegensatz zu der postulierten, aber oft nicht weiter hinterfragten Hoheitlichkeit europäischer Nationalstaaten** nach (Milward/ Brennan/Romero 1992). Es wäre zu untersuchen, wie sich die inneren Peripherien Europas zur Architektonik der Europäischen Union verhalten und welche rechtlichen Mittel sie nutzen, um sich durch europäische Mechanismen vom nationalen Zentrum zu distanzieren. Konkret verbindet sich dies mit der Frage, in welchem Verhältnis die Kooperationsform der sogenannten „Europaregionen“ (Durà 2018) zu Autonomiebestrebungen marginalisierter europäischer Provinzen steht – Bestrebungen, wie sie aus dem Baskenland, aus Katalonien und aus Südtirol bekannt sind, und die von sozialen Bewegungen getragen werden. Das Augenmerk richtet sich dabei vor allem auf regionale Akteur*innen und den Zusammenhang zwischen dem performativen Ausagieren kultureller Differenz, transnationaler Identität und strategischer Positionierung im Spannungsfeld Nationalstaat-Europa.

Von solchen Fragestellungen gehen wiederum Anstöße für die literaturwissenschaftliche Forschung aus. Unter komparativem Gesichtspunkt wenig untersucht ist etwa die Funktion, die regionalen Dialekte in ihrer Widerständigkeit gegenüber den sich im nationalen Rahmen durchsetzenden europäischen Hochsprachen zukommt. Deren literarischer Einsatz kann Heimatverbundenheit anzeigen und in dieser Funktion nationalistisch angeeignet werden; andererseits können sie ein Symptom für die Marginalisierung und soziale Isolation bestimmter Bevölkerungsgruppen sein. Zu denken ist überdies an kulturelle Manifestationen eines weit in die Vergangenheit zurückgreifenden Gemeindeliberalismus, der ein antietatistisches Element beibehält und insofern zur Vorgeschichte rezenter kommunitaristischer Bewegungen gehört. Ähnliches gilt für eine ‚Poetik der Provinz‘, die große Teile der auf programmatische Weise *nicht* hauptstädtischen Dichtung des deutschen Realismus prägt, oder die Rolle Südosteuropas, seit dem 19. Jahrhundert als „Halb-Asien“ (Karl Emil Franzos, 1914) apostrophiert (→ Themenfelder Koschorke, Vogel) und neuerdings Raum für die intellektuelle Neubestimmung dessen, was Mitteleuropa bereits unter dem Eindruck der sowjetischen Besatzung zur politischen Utopie werden ließ (Milan Kundera, György Konrád, Vaclav Havel, Andrzej Stasiuk, Jurij Andruchowitsch u. a.). Für die Imaginationsgeschichte Europas sind solche Aspekte deshalb von Belang, weil die Schwächung der nationalen Regelungsebene sich nicht nur zugunsten zentraler EU-Institutionen, sondern auch zugunsten eines Wiederauflebens untergeordneter Einheiten auswirkt, europäische und regionale Identifikationen also ein Bündnis eingehen können.

Das Vorhaben einer „Provinzialisierung“ Europas gewinnt hier noch einen anderen Sinn. Es lenkt den Blick auf die Verwerfungen, die diesen Kontinent in ganz unterschiedlichen Skalierungen durchzogen haben und weiter durchziehen. So entsteht ein fragileres Bild von Europa mit seinen vielfältigen internen Peripherisierungen und Asymmetrien, als es die herkömmliche Eurozentrismus-Kritik zeichnet, die den Kontinent rückblickend häufig als einen monolithischen Block erscheinen lässt. Bis zu einem gewissen Grad wird es damit der vormals kolonialen Welt ähnlicher und bietet sich für dieselben ethnographischen Verfahren an, wie sie in anderen postkolonialen Zusammenhängen zum Einsatz kommen. Insofern verschreibt sich das geplante Graduiertenkolleg dem jüngst in die Debatte gebrachten Imperativ, Europa in der multipolaren Welt des 21. Jahrhunderts selbst zu einem postkolonialen Untersuchungsobjekt zu erklären (Schulze-Engler 2013; Patel 2021).

C. Grenzziehungen. Ein- und Ausschlüsse. In fruchtbarer Spannung zu der stark auf Dezentrierung hin angelegten kulturwissenschaftlichen Perspektive steht der rechtswissenschaftliche Beitrag zu unserer gemeinsamen Lehr- und Forschungsagenda (→ Themenfeld Thym), der die Funktionsnotwendigkeiten staatlicher bzw. europäischer Institutionen vor Augen rückt und von daher im Widerstreit zwischen Integration und Diversität den Akzent auf den ersten der beiden Terme verschiebt. Er reagiert damit auf eine inverse Dynamik, in der die zentripetalen Effekte der Entwicklung Europas rechtlich von innen heraus geleitet werden.

Einen Fokus der rechtswissenschaftlichen Forschungen bildet das Geschehen an den europäischen Außengrenzen, das – symbolisch zugespitzt durch die Grenzschutzagentur Frontex und die Aufnahmezentren auf den griechischen Inseln – eine Antipode zum kontinentalen Freiheitsregime innerhalb des Schengen-Raums darstellt (Thym 2016a; Zaiotti 2011). Die Perspektive des Migrationsrechts (Thym 2023; Goedings 2006) zeigt exemplarisch, dass die europäische Binnenfreiheit eine historisch geformte Eigengesetzlichkeit besitzt, die nicht zwangsläufig auf eine fortschreitende Entgrenzung abzielt. Die EU mag sich in ihrer Selbstbeschreibung als globales Friedensprojekt präsentieren, das den Menschenrechten verpflichtet ist und als ein **Laboratorium für die überstaatliche Verschmelzung von Hoheitsrechten weltweit nachgeahmt** wird (etwa Mercosur, ECOWAS, ASEAN, Eurasische Wirtschaftsunion). Solche Darstellungen vernachlässigen jedoch, **dass die heutige EU** immer ein ‚Außen‘ besaß, zu dem sie sich verhalten musste und gegenüber dem sie sich nicht erst im Rahmen der jüngeren ‚Flüchtlingskrise‘ abschottete (Thym 2016b). Die Schaffung der „Unionsbürgerschaft“ nach innen sowie gesonderter Regeln für „Drittstaatsangehöriger“ nach außen waren zwei Seiten einer Medaille (Groenendijk 2011), die pointiert als „europäische Apartheid“ beschrieben wurde (Balibar 2004). Bis heute unterscheiden sich die vertraglichen Ziele und sekundärrechtlichen Regeln für die innereuropäische „Mobilität“ und die außer-europäische „Migration“ grundlegend (Braidotti 2019; Kinvall 2016).

Ein extremer Effekt dieser Unterscheidung ist die Produktion von Staatenlosigkeit (→ Themenfeld Beyer). Staatenlose kommen nicht nur als Migrant*innen oder Geflüchtete nach Europa, sondern sind auch direktes Produkt europäischer Nationalitätenpolitik (Soysal 1994, Shaw 1998, Carrera 2009) beziehungsweise Resultat ihres Scheiterns. Die dazu passende Metapher ist nicht diejenige der Peripherie oder Grenze, sondern der Lücke (*gap*). Diese Lücke steht für das ungelöste Verhältnis der europäischen Staatenwelt zu jenen Individuen, die kategorisch nicht in Staatlichkeit eingerechnet werden können oder sollen – etwa eine halbe Million in Europa. Indem Staaten Menschen in den Ausnahmezustand von Staatenlosen versetzen (Arendt 2017; Agamben 2002), vergewissern sie sich und ihre Bürger*innen eines Normalzustandes, der an seiner Außenseite abjekte Existenzformen mit sich bringt. Auf der Seite staatenloser Individuen ist die Lücke gleichermaßen inkrementeller Bestandteil ihrer Selbstidentifikation geworden, wenn sie sich als inexistent, unsichtbar oder auch als *nowhere people* beschreiben.

Bei allem Grund zu europäischer Selbstkritik sollte indessen der paradoxe Sachverhalt nicht außer Betracht bleiben, dass man dem europäischen Einigungsprozess von außen über längere Zeit sehr viel mehr Anteilnahme, ja Bewunderung geschenkt hat als von innen. Während die (west)europäischen Intellektuellen sich in dem Maß, in dem sich die Erinnerung an die historischen Katastrophen des 20. Jahrhunderts abschwächte, zur Idee eines vereinten

Europas eher kühl, jedenfalls unemphatisch verhielten, hatte die Aussicht auf Zugehörigkeit zur EU, auf Rechtstaatlichkeit, Meinungsfreiheit, Demokratie, funktionierende Zivilgesellschaft und sozialstaatliche Absicherung in den Anrainerstaaten und weit darüber hinaus einen sehr viel helleren Klang. Damit war nicht selten ein brennender Wunsch nach kultureller Teilhabe beziehungsweise nach deren Anerkennung von europäischer Seite verbunden. Die Gründe dafür, dass sich in den letzten Jahren eine zunehmende Desillusionierung breitmacht, sind eigens zu untersuchen. Hier scheinen sich mehrere Zeitschichten zu überlagern. Während die europäische Einigung den Charakter eines postnationalen und *postheroischen* Unternehmens trägt (→ Themenfeld Kolář), zumal sie nicht durch Krieg, sondern in Reaktion auf verheerende Kriege in Gang gesetzt wurde, findet sie sich in Mittel- und Osteuropa mit erstarkenden heroischen Nationalismen konfrontiert, die ihrerseits Produkte der nachsowjetischen, vielfach als postkolonial beschriebenen Situation sind (Holmes/Krastev 2020, Kołodziejczyk 2014).

Es scheint inzwischen nicht mehr angeraten, daraus so etwas wie eine post-imperiale europäische Mission abzuleiten (Leonard 2005), zumal über den Charakter von Europa als regionalem Imperium die Meinungen auseinandergehen. Gleichwohl sollte das geplante Graduiertenkolleg bei allem Grund zu einer aus historischer Reflexion geborenen Selbstkritik die Faszinationskraft und das Zukunftspotenzial des „europäischen Traumes“ (Assmann 2018) nicht aus den Augen verlieren. Schließlich wollen wir an dieser Stelle auch unser institutionelles Selbstverständnis in die Diskussion einbringen: Von dem Graduiertenkolleg erhoffen wir uns Antworten darauf, welche Rolle die – ihrerseits in europäischen Traditionen verankerten – Kultur- und Sozialwissenschaften in einer post-europäischen Welt spielen können.

Beispiele für Dissertationsthemen und Postdoc-Projekte

Literaturwissenschaften: *Lateineuropa als Projektionsfläche für Lateinamerika – Ursprungserzählungen guten Zusammenlebens – Post-Brexit Narratives: Renegotiations of Europe in Current British Fiction – Theatre and Migration: British Responses to the European Migrant Crisis – Die schwäbische Hausfrau, das Kopftuchmädchen und der muslimische Mann: Stereotypen im politischen Erzählkampf – Herbart und die österreichische Literaturtradition – Bürokratieromane in Vielvölkergebilden*

Geschichtswissenschaften: *Die Balearen zwischen Nationalismus und Regionalismus – Die Neuerfindung Europas nach dem Ersten Weltkrieg: Paneuropa, Atlantropa, Eurafrika – Lateinisches Reich: Genealogie einer Idee – La plus grande France: Globale Konzepte Frankreichs – Geschichten vom friedlichen Europa und seiner Zivilisierungsmission – Wandlungen der Kriegserinnerungen nach 1945 in Ost und West*

Politikwissenschaften, Ethnologie, Rechtswissenschaften: *Vielsprachigkeit und Staatsbildung. Zur Belastbarkeit der Parallelisierung zwischen Habsburg und Europa – Département Pays Basque? Eine ethnographische Studie des transnationalen Friedensprogramms der EU und seine lokale Einbettung – Koordinierter Unabhängigkeitsaktivismus zwischen konservativen und alternativen Bewegungen am Beispiel von Südtirol und Katalonien – „Freies Okzitanien“: Kulturregionalismus im postkolonialen Frankreich – Unterscheidungen, Überlappungen und Gemeinsamkeiten in der Rechtsstellung von Unionsbürgern und Drittstaatsangehörigen in der Rechtsprechung des Europäischen Gerichtshofs – Stratifizierte Freizügigkeitsregime an den Außengrenzen der EU – Der Wertekodex des Artikel 2 EUV: Zwischen normativem Gehalt und unverbindlichem Postulat – Pan-Celtic alliances in the 21st century. Anachronisms against the state – Visabefreiung und Visapflicht für bestimmte Herkunftsländer als Diskriminierung aufgrund der Rasse, auch in postkolonialer Erfahrung – Staatenlos in Europa. Aktivismus und Advocacy von Staatenlosen für Staatenlose*

3.1.4 Zur Frage der Normativität

Nicht allein wegen der emotionalen, in die Tagespolitik hineinwirkenden Aufladung der über Europa geführten Debatten drängt sich die Frage nach der normativen Positionierung der am geplanten Kolleg beteiligten Forscher*innen selbst auf. Wir haben uns darauf geeinigt, unsere

Analysen unbeschadet des persönlichen Engagements der Beteiligten von normativen Vorverständigungen so weit wie möglich freizuhalten. Dass Europa sich ‚provinzialisiert‘, dass europäische Geschichtsbilder und Wertmaßstäbe sich global relativieren und dass dies auch einen veränderten Blick auf vergangene Jahrhunderte nach sich zieht, ist in unseren Augen eine deskriptive, keine normative Feststellung. Vor diesem Hintergrund muss es uns vorrangig darum gehen, die normativen Einsätze, die von verschiedensten Seiten her mit der Geschichte und Gegenwart Europas verbunden sind, ihrerseits zum Gegenstand der Analyse zu machen. Das bedeutet auch, **die Grundspannungen, die in unserer Forschungsmatrix enthalten sind, in ihren jeweiligen Amplituden abzuschreiten**. Dies betrifft im Kern die Frage, inwieweit aus europäischen Traditionen ableitbare Ideen und Ideale noch oder in neuer Weise geltend gemacht werden können (Manners 2002), ohne deshalb die von Europäern begangenen kolonialen Verbrechen und Genozide zu marginalisieren. Ihr schließt sich ein Fächer von anderen Fragen an: Fragen zur Stellung universaler Rechte und Normen im Kontext eines epistemischen „Pluriversums“ (Beyer 2019, Mignolo 2012; Fischer-Lescano 2020), in dem europäische Philosophie und Menschenbilder nicht weiter privilegiert werden; zur ambivalenten Stellung des „westlichen“ Kanons, gleichzeitig Ausdruck weißer Dominanz und ein Kulturen übergreifendes, global produktiv gemachtes geistiges Erbe zu sein; zu den Zusammenhängen zwischen der dekolonialen Infragestellung der Monopolstellung westlicher Rationalität und Wissenschaften und den fortschreitenden Fragmentierungstendenzen innerhalb der europäischen Wissenskultur. Dabei wird es ein Anliegen unserer Doktorand*innenausbildung sein, zur Reflexion darüber zu ermutigen, welche Rolle auch die von uns betriebenen Wissenschaften in dem skizzierten Spannungsfeld spielen. Wie lassen sich vor diesem Hintergrund die Zielsetzungen einer politisch-kulturellen Dekolonisierung auf der einen, der europäischen Integration bzw. Binnensolidarisierung auf der anderen Seite zueinander in ein produktives Verhältnis setzen? In welche ideologische und machtpolitische Gemengelage geraten Eurozentrismus-Kritik und Antikolonialismus, seit sie verstärkt Eingang in das Arsenal illiberal-autoritärer Regime finden? Naturgemäß spielt hier auch der jeweilige Diskussionsstand in den beteiligten Fächern eine Rolle. Das Spektrum reicht hier von der Ethnologie, in der darum gestritten wird, ob sich europäische Wissenschaftler*innen überhaupt am Diskurs der Dekolonisierung beteiligen dürfen (Jobson 2020), bis hin zur Rechtswissenschaft, die den aus der Aufklärung hervorgegangenen Rechtsstaat europäischer Prägung als ein auch außerhalb Europas normativ zu verteidigendes Gut betrachtet.

3.1.5 Themenfelder der beteiligten Forscher*innen

Innerhalb des allgemeinen Fragehorizonts des Graduiertenkollegs sind spezifischere Fachkompetenzen und Forschungsgebiete der Antragsteller*innen angesiedelt. Einer früheren gutachterlichen Empfehlung folgend, sind sie nicht eigens aufgeführt, sondern durch entsprechende Verweise mit der interdisziplinären Gesamtagenda verwoben. Die Gruppe ist so konfiguriert, dass mit Ausnahme des europäischen Nordens alle Grenzregionen sowie die für den Komplex Eurozentrismus/Post-Eurozentrismus wichtigsten Literatursprachen abgedeckt sind. Durch die im Kolleg vertretenen Fächer ist zudem ein breites interdisziplinäres Feld über die Philologien hinaus aufgespannt. Historisch erstrecken sich die im Kolleg zusammengeführten Forschungen über den Zeitraum vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Der sachliche Zusammenhang, der zwischen ihnen besteht, stellt sich in sehr verknappter Form folgendermaßen dar: Traditionslinien, die nicht schon auf ein west- und mitteleuropäisch zentriertes Europa hinauslaufen, lassen sich aus den Forschungen Daniel Königs zu arabisch-islamischen Europabeschreibungen des 7. bis 15. Jahrhunderts und aus den in ihren Konzepten noch offenen Literaturen der Frühen Neuzeit (Mahlke, Wald, Koschorke) rekonstruieren. Historische Alternativen zum dominanten Europa-Bild spielen heute in politischen Identitätskonstruktionen sowohl der romanischen Länder – in der Wiederbelebung von Ideen eines mediterran-lateinischen Europa (Borutta) – als auch der (süd)osteuropäischen EU-Beitrittsstaaten (Zuber) eine Rolle und tragen andernorts zur Formierung binneneuropäischer Sezessionsbewegungen bei (Beyer). Nationalstaatlichkeit wird nicht als europäisches Exportgut, sondern ethnographisch und politikwissenschaftlich im Vergleich mit osmanischen

(Zuber) sowie ihrerseits auf das sowjetische und das britische Imperium zurückverweisenden zentral- und südostasiatischen (Beyer) Konzepten politischer Organisation untersucht. Juliane Vogel befasst sich mit der Literatur und Sprachenpolitik im Habsburger Vielvölkerreich als einer der Dynamik nationaler Vergemeinschaftungen zwar historisch unterlegenen, im europäischen Kontext aber immer wieder als Modell diskutierten Formation. Auch nationalistisch geprägte Bewegungen wie der Faschismus lassen sich in einer Perspektive globaler Verflechtungsgeschichte (Reichardt) nicht länger als exklusiv europäische Phänomene beschreiben. Eine vergleichende Perspektive auf west- und osteuropäische Fortschrittserzählungen des 20. Jahrhunderts mit Fokus auf dem Aspekt der Gewalt bringen Pavel Kolář und Sven Reichardt ein. Mit der Frage, wie sich die unterschiedlichen Vorstellungen von Europa narrativ organisieren, hat sich Albrecht Koschorke in mehreren Publikationen befasst, die eine Basis für weitere Forschungsarbeiten legen. Aktuelle Außenperspektiven auf Europa eröffnen sich durch Impulse aus der dekolonial ausgerichteten Lateinamerikanistik (Mahlke) sowie der postkolonialen Anglophonie (Wald). All dies ist nicht zu trennen von Fragen einer institutionellen und rechtlichen Implementierung der europäischen Staatenordnung. Nicht zuletzt zeigen die Krisenerscheinungen der jüngsten Vergangenheit auch im Zentrum der EU die Grenzen bestehender nationaler und intergouvernementaler Rechtssysteme auf (Thym) und erfordern auch hier eine kulturwissenschaftlich informierte Grundlagenreflexion und die Entwicklung neuer Denkformen und Beschreibungskategorien.

Forschungsprojekte der dem Kolleg angehörigen Postdocs sollen nicht nur in die unter 3.1.3 ausgeführte thematische Matrix integrierbar sein, sondern substantielle Beiträge zu deren methodologischer und theoretischer Weiterentwicklung liefern. Von Bewerber*innen wird daher eine große Vertrautheit mit neueren Ansätzen in der Europaforschung und mit dem im Rahmen des Projekts zur Anwendung gebrachten konzeptuellen und methodischen Werkzeug erwartet. Sie sollen bereits eine einschlägige Forschungstätigkeit im Themenbereich des Graduiertenkollegs vorweisen können. Thematische und methodische Passfähigkeit vorausgesetzt, können Postdocs auch aus benachbarten Disziplinen stammen, die nicht von den Antragsteller*innen vertreten werden, und damit das Spektrum an fachlicher Expertise ausweiten. Um eine möglichst große Flexibilität bei der Rekrutierung hervorragender Forscher*innen zu gewährleisten, sollen keine engen thematischen Vorgaben gemacht werden. Stattdessen erscheint es uns sinnvoller zu sein, die Erfüllung möglichst mehrerer der folgenden Kriterien zur Bedingung für die Förderung von Projekten zu machen:

- Konzeptuelle und methodische Innovativität in der Anwendung post- bzw. dekolonialer Ansätze in der Europaforschung
- Umfassende Neuperspektivierung verflechtungsgeschichtlicher Zusammenhänge zwischen europäischen und außereuropäischen Kulturen sowie der innereuropäischen kulturellen Diversität
- Innovative interdisziplinäre Vorgehensweise in der Behandlung europabezogener Fragestellungen, insbesondere in der Verknüpfung kultur- und sozialwissenschaftlicher Ansätze und in der Weiterentwicklung des narratologischen Paradigmas
- Erschließung neuer kulturgeschichtlicher Perspektiven auf die Fragen der exzentrierten Stellung Europas in der Welt und der politischen Integration Europas

3.1.6 Innovativer Charakter des geplanten Forschungsverbundes

Die Besonderheit und den innovativen Charakter unseres Unternehmens sehen wir in der Verbindung zwischen materialbasierten Forschungsprojekten, die in einem weiten Spektrum thematisch einschlägiger Disziplinen verankert sind, mit dem in Grundsatzfragen der Kulturtheorie ausgreifenden Anspruch, wesentliche Paradigmen der Historiographie der Moderne zu überdenken. Das beantragte Graduiertenkolleg unterscheidet sich von einer Reihe ähnlich gelagerter neuerer DFG-Graduiertenkollegs durch seinen kulturwissenschaftlichen Zuschnitt sowie

seine europäistische Ausrichtung. Anders als das bis 2021 bestehende literaturwissenschaftliche Münchner Graduiertenkolleg 1733 „Funktionen des Literarischen in Prozessen der Globalisierung“, das sich der Literatur als Reflexionsmedium einer erdumspannenden Vernetzung widmete, konzentriert sich das interdisziplinäre Konstanzer Projekt auf die Dialektik von Eurozentrismuskritik und neuer Verortung Europas nicht nur in der Literatur, sondern auch in politischen oder historiographischen Diskursen. Durch diesen Europafokus setzt es sich auch ab von dem in Trier, Montreal und Saarbrücken angesiedelten IGK 1864 „Diversität: Vermittlungsprozesse von Differenz in transkulturellen Räumen“, das zu kultureller Vielfalt in Grenzregionen forscht, dem Kölner Kolleg 2661 „Anschließen – Ausschließen. Kulturelle Praktiken jenseits globaler Vernetzung“, dem Freiburger Kolleg 2571 „Imperien: Dynamischer Wandel, Temporalität und nachimperiale Ordnungen“, mit dem das projektierte Kolleg das Interesse am Nach- und Fortleben imperialer Strukturen teilt, und schließlich dem Heidelberger GRK 2840: „Ambivalente Feindschaft: Die Dynamik antagonistischer Beziehungen in Europa, Asien und dem Nahen Osten“, das ebenso wie das Konstanzer Vorhaben agonale Relationen innerhalb Europas thematisiert. Zum Potsdamer GRK 2130 ‚Minor Cosmopolitanisms‘ und dem diesem inhaltlich sehr nahestehenden Forschungsprojekt ‚Minor Universality. Narrative World Productions After Western Universalism‘ (ERC Consolidator Grant) an der Universität des Saarlandes, die nach posteurozentrischen Verständnissen von Kosmopolitismus bzw. Universalismus suchen, verhält sich das geplante Kolleg insofern komplementär, als vor dem Hintergrund der Exzentrierung Europas konkrete institutionelle und kulturräumliche Verfasstheiten sowie literarische Figurationen Europas und des Europäischen untersucht werden sollen. Von länger zurückliegenden DFG-Graduiertenkollegs wie dem GRK 66 ‚Das neue Europa‘ oder dem GRK 687 ‚Europäische Gesellschaft‘ sowie vom laufenden Bremer SFB „Globale Entwicklungsdynamiken von Sozialpolitik“ unterscheidet sich unser Vorhaben durch sein kulturwissenschaftliches Forschungsdesign.

3.2 Umgang mit Forschungsdaten

Aufgrund des methodischen Zuschnitts des geplanten Graduiertenkolleg wird Datenmanagement nur eine Nebenrolle spielen. Mit qualitativer Datenerhebung wird im Rahmen ethnographischer Langzeitfeldforschungen gearbeitet werden. Diese kann durch handschriftliche Aufzeichnungen sowie Audio- und Videoaufnahmen erfolgen; darüber hinaus werden Sekundärdaten gesammelt. Während der Feldforschung sollen die Daten idealerweise bereits digitalisiert und neben dem eigenen Laptop auch auf einem externen Backup-Server gelagert werden, zu dem nur die forschende Person Zugriff haben wird. Die mögliche Nachnutzung der Daten und ihre Zugänglichkeit für die Forschungsteilnehmenden hat die forschende Person stets im Dialog mit den Forschungsteilnehmenden zu klären. Die Erhebung, Auswertung und Lagerung ethnographischer Daten erfolgt gemäß den ethischen Richtlinien sowie den Richtlinien zum Forschungsdatenmanagement der Deutschen Gesellschaft für Sozial- und Kulturanthropologie (DGSKA, <https://www.dgska.de/dgska/ethik/>; <https://www.dgska.de/dgska/forschungsdatenmanagement/>). Die Universität Konstanz stellt im Rahmen ihrer Open Science Policy unterstützende Infrastruktur- und Beratungsangebote bereit (<https://www.kim.uni-konstanz.de/openscience/forschungsdatenmanagement/>).

Den kolleginternen Betrieb betreffend soll die Ergebnissicherung und -weitergabe zwischen den Kollegiat*innenkohorten durch ein eigens eingerichtetes Repositorium gewährleistet werden, durch das Sitzungsprotokolle der Grundlagenseminare und Basiskollegs sowie die Lektüregrundlagen zu letzteren für Kollegangehörige dauerhaft verfügbar gemacht werden. Dieses kolleginterne Repositorium soll durch den/die Koordinator*in verwaltet werden. Das Kolleg ist in Fragen des Forschungsdatenmanagements der Open Science Policy der Universität verpflichtet (<https://www.kim.uni-konstanz.de/openscience/open-science-policy>).

3.3 Relevanz von Geschlecht und/oder Vielfaltigkeit

Der hohe Stellenwert von Vielfaltigkeit für das Forschungsprojekt folgt aus dem Vorhaben, die innere Pluralität Europas sowie europäisch-außereuropäischer Austauschverhältnisse und Verschränkungen aufzuarbeiten. Minoritäten- und Genderfragen sind Teil dieser weiteren Vielfaltigkeitsdimensionen; etwa mit Blick auf die Rolle von LGBTQIA+-Personen in gegenwärtigen politisch-ideologischen Auseinandersetzungen, Gender-Aspekte im Zusammenhang mythologisch-literarischer Figurationen Europas, die Folgen der Diversifizierung der europäischen Bevölkerung für kulturelle Kanonisierungsprozesse oder die Agency von Geflüchteten im Rahmen der Europäischen Union (siehe 3.1.3). Durch die umfassende Einbindung internationaler Forscher*innen und Institutionen in die laufende Teamarbeit vor Ort soll auch forschungspraktisch eine Vielfalt historischer Erfahrungen und akademischer Hintergründe gewährleistet werden (siehe 4.1.1, 4.1.3, 4.2 und Anlage 2a).

3.4 Begleitinformationen zum Forschungskontext

Da im geplanten Kolleg keine Forschung an Lebewesen betrieben wird und auch die Erhebung personenbezogener Daten eine untergeordnete Rolle spielt (siehe 3.2), sind lediglich forschungsethische Fragen in einem weiteren Verständnis von Relevanz. So fließen in die Auseinandersetzung mit dem oft konflikthaften Verhältnis von europäischen und außereuropäischen Kulturen, Bevölkerungen und Einzelsubjekten unweigerlich normative Kriterien ein, die auch mit stark affektiven Besetzungen verbunden sein können. Dieser Umstand wird umso bedeutender, als der Kollegbetrieb mit Beteiligung von Gastwissenschaftler*innen und externen Promovierenden aus europäischen und außereuropäischen Regionen geführt werden soll, die nach wie vor als Peripherien des globalen akademischen Raums gelten. Die beteiligten Forscher*innen haben sich, wie unter 3.1.4 ausgeführt, bewusst dazu entscheiden, potenzielle Spannungsverhältnisse mit Blick auf normative Anschauungen nicht zu unterdrücken, sondern ihnen im Rahmen der im Kolleg geführten Diskussionen eine nach Möglichkeit produktive Wendung zu geben. Austausch und Begegnung sollen allen Beteiligten dazu verhelfen, die eigenen, oft implizit bleibenden normativen Vorstellungen zu reflektieren und ggf. zu revidieren.

Qualifizierungskonzept

Die im Graduiertenkolleg geförderten Dissertationen bzw. Postdoc-Projekte sollen sich in den thematisch-methodologischen Rahmen fügen des Kollegs und für das Vorhaben einer Neuverortung Europas relevante Beiträge erwarten lassen. Darüber hinaus wird es eine Voraussetzung für die Annahme von Kollegiat*innen sein, dass a) die eingereichten Projekte hinreichend fokussiert sind und innerhalb der Förderperiode zum Abschluss gebracht werden können, und dass b) die Arbeiten im Kreis der Antragsteller*innen, der mitwirkenden Konstanzer Kolleg*innen und ggf. der Kooperationspartner*innen fachlich kompetent betreut werden können.

Das Qualifizierungskonzept des Kollegs ist durch die interdisziplinäre Ausrichtung des Forschungsprofils und den Anspruch bestimmt, eine transnationale Europäistik im Dialog mit außereuropäischen Gesprächspartnern zu betreiben. Gemäß unserer bisherigen Erfahrungen gehen wir von einem Leitbild früher Selbständigkeit der Kollegiat*innen aus. Dafür wollen wir die bestmöglichen Bedingungen bieten und zugleich gezielt auf die Anforderungen des akademischen und nicht-akademischen Arbeitsmarktes vorbereiten. Den Kollegiat*innen soll während der vierjährigen Stellenlaufzeit dazu verholfen werden, sich durch die Einübung in eine fächerübergreifende Forschungs- und Diskussionspraxis, durch selbstorganisierte Veranstaltungs- und Publikationsprojekte, durch internationale Vernetzung im Zuge von Forschungsaufenthalten im Ausland, externen Mentorings und internationalen Veranstaltungen des Kollegs und schließlich durch die gezielte Vermittlung von akademischen Schlüsselkompetenzen ein Qualifikationsprofil anzueignen, das am wissenschaftlichen Stellenmarkt wettbewerbsfähig ist. Darüber hinaus wird ihnen fakultativ ein umfangreiches Coaching- und

Beratungsangebot für wissenschaftliche wie außerwissenschaftliche Karrierewege offenstehen.

Internationalisierung

Die Kollegiat*innen werden dazu angehalten, die Möglichkeit zu einem mehrmonatigen **Forschungsaufenthalt im europäischen oder außereuropäischen Ausland** zu nutzen. Dieser Auslandsaufenthalt kann je nach individuellem Forschungsprojekt der Feld- und Archivforschung, aber auch dem Austausch mit ausgewiesenen Expert*innen bzw. externen Betreuer*innen und Mentor*innen dienen. Empfohlen wird die Durchführung des Auslandsaufenthalts im zweiten Jahr. Bei der Organisation stehen den Kollegiat*innen die Koordinationsstelle des Kollegs und das Outgoing Centre (<https://www.uni-konstanz.de/outgoing-centre/>) der Universität zur Seite.

Veranstaltungsformen

- *Forschungskolloquium*. Das zweistündige Forschungskolloquium wird 14täglich abgehalten und ist für die Kollegiat*innen und einzelne eingeladene Gäste reserviert. Es stellt ein Forum bereit, in dem die Projekte der Kollegiat*innen vorgestellt und im Plenum diskutiert werden sollen. Jede/r der Kollegiat*innen unterliegt der Verpflichtung, sein/ihr Projekt in den verschiedenen Entstehungsstadien in jedem Semester einmal (im vierten Jahr nur einmal in zwei Semestern) im Forschungskolloquium vorzustellen. Das Forschungskolloquium hält die Kollegiat*innen von Anfang an dazu an, ihre Arbeit einem ausgewählten Publikum vorzustellen, und übt dies entsprechend ein. Es leistet so einen zentralen Beitrag zum Qualitätsmanagement des Kollegs und hat sich auch im Hinblick auf die zügige Fertigstellung der Dissertationen (und die frühzeitige Entdeckung von Fehlentwicklungen) als überaus nützlich erwiesen. Zudem stellt es einen kollektiven Gesprächszusammenhang zwischen den Kollegiat*innen her und befördert ihren Austausch untereinander. Die Gesamtleitung der Forschungskolloquiums wird turnusmäßig jeweils für ein Semester von einer/einem der antragstellenden Hochschullehrer*innen übernommen; die einzelnen Sitzungen werden dabei von mindestens einem der beiden Hochschullehrer*innen begleitet, die für die Betreuung des/der je referierenden Kollegiat*in zuständig sind.

- *Grundlagenseminar*. Das ebenfalls zweistündige Grundlagenseminar wird 14täglich jeweils im Gegenzyklus abgehalten. In gemeinsamer Lektüre einschlägiger Texte sollen hier theoretische und methodologische Grundlagen erarbeitet und durch die Anwendung auf konkrete Problemfelder disziplinenübergreifend erprobt werden. Das Grundlagenseminar ist damit der zentrale Ort der interdisziplinären konzeptuellen Arbeit des Kollegs. Es bietet zugleich den beteiligten Forscher*innen eine Plattform, die fünf begrifflichen Hauptachsen des Forschungsprogramms von ihren jeweiligen Fächern und individuellen Schwerpunkten her zu perspektivieren. Das Grundlagenseminar entfällt im letzten Jahr der vierjährigen Stellenlaufzeit, in dem sich die Kollegiat*innen auf die Fertigstellung der Dissertationen konzentrieren sollen.

- *Basiskolleg*. Das Basiskolleg stellt eine Ergänzung des Grundlagenseminars dar. Es ist universitätsöffentlich und dient als Plattform für Vorträge der am Kolleg beteiligten Hochschullehrer*innen sowie thematisch ausgewiesener Gastreferent*innen. Die Gestaltung des Programms erfolgt zunächst in Abstimmung mit den Kollegiat*innen, später auf ihre Initiative hin. Mit auswärtigen Referent*innen ist in der Regel ein zusätzliches Kompaktseminar vorgesehen.

- *Forschungslabor*. Einmal pro Semester soll sich die Gruppe der Antragsteller*innen im Beisein der Kollegiat*innen zu einer Klausursitzung zusammenfinden, um sich über die theoretischen Leitlinien des Kollegs, die Setzung interdisziplinärer Schwerpunkte im Studienprogramm und das Gastwissenschaftler*innenprogramm der jeweils kommenden Semester zu verständigen.

- *Veranstaltungen mit den Kooperationspartnern.* Dieses reguläre Kernprogramm wird ergänzt durch Seminare und Workshops mit Professor*innen und ggf. Doktorand*innen aus den kooperierenden Einrichtungen. Entsprechende Formen der Zusammenarbeit waren in den vergangenen Jahren insbesondere mit US-amerikanischen Partnern höchst erfolgreich. In dem nun initiierten Kolleg soll der Schwerpunkt gemeinsamer Veranstaltungen mit externen Teilnehmer*innen darauf liegen, Perspektiven der europäischen Peripherien und des außer-europäischen Raumes auch personell im Studienprogramm zu verankern. In die entsprechenden Planungen werden die Graduierten aktiv einbezogen, um erstens inhaltlichen Bedürfnissen zu begegnen, zweitens Eigenständigkeit und wissenschaftsorganisatorische Kompetenzen zu fördern.

Einen zusätzlichen wichtigen Beitrag zum Lehrprogramm bildet die Einladung von Mercator-Fellows zur aktiven Mitgestaltung des Studienprogramms während ihres Aufenthalts in Konstanz. Bei Veranstaltungen, die nach gemeinsamer Beschlusslage zur Kernagenda des Kollegs gezählt werden, ist die Teilnahme für alle Graduierten verpflichtend. Das Studienprogramm des Kollegs schließt jedoch auch die Förderung von Veranstaltungen ein, die von einem enger fachspezifischen Interesse sind, entsprechende Vorkenntnisse z. B. sprachlicher Art voraussetzen und sich infolgedessen nur an eine kleinere Gruppe unter den Kollegiat*innen richten. Dabei stehen grundsätzlich alle Planungen unter dem Vorbehalt, die Inanspruchnahme der Doktorand*innen durch zusätzliche Aktivitäten in vernünftigen Grenzen zu halten. Aus diesem Grund wird die Zahl der Veranstaltungen im vierten Jahr, das vorrangig der Niederschrift der Dissertation gelten soll, reduziert.

- *Schlüsselqualifikationen.* Ergänzend werden die Kollegiat*innen dazu verpflichtet, einmal pro Semester speziell für die Karrierestufe von Doktorand*innen zugeschnittene ganztägige Workshops des Konstanzer Academic Staff Developments zu besuchen, in denen akademische Schlüsselkompetenzen vermittelt werden, die sowohl für die erfolgreiche Durchführung von Dissertationen und Profilierung im akademischen Feld wichtig sind als auch der Qualifizierung für außerwissenschaftliche Karrierewege dienen. Für Postdoktorand*innen steht bei Interesse ein eigenes Kursangebot zur Verfügung, das an den Bedürfnissen fortgeschrittener Nachwuchswissenschaftler*innen (u. a. Berufungsverfahren, Publikationsstrategien, Networking) ausgerichtet ist.

Verkehrssprachen des Kollegs sind Englisch und Deutsch, angepasst an die Zusammensetzung der Gruppe. Bewerbungen können in beiden Sprachen eingereicht werden. In den Plenumsveranstaltungen wird Geläufigkeit im Englischen vorausgesetzt. Es sollte jedoch grundsätzlich möglich sein, Projekte in Fächern, deren Wissenschaftssprache Deutsch ist, auch in dieser Sprache zu präsentieren. Von Kollegiat*innen aus dem nichtdeutschsprachigen Ausland werden Sprachkenntnisse erwartet, die innerhalb des ersten Jahres zu verkehrsfähigem Niveau gebracht werden sollen. Sie erhalten von Seiten des Welcome Centres das Angebot zu kostenlosen Deutschkursen. Um die auch sprachliche Diversität der beteiligten Fachkulturen zu erhalten, wird man hier nach flexiblen Handhabungen im Licht der jeweiligen Bedarfslagen suchen. In welcher Sprache publiziert wird, richtet sich nach den Gepflogenheiten der jeweiligen Disziplin.

- *Veranstaltungen aus dem regulären Lehrprogramm der Universität:* Kollegiat*innen steht es selbstverständlich frei, das reguläre Lernangebot der Universität zu nutzen.

Während des laufenden Semesters wird die Präsenz der Kollegiat*innen vor Ort gefordert. Damit die durch die Auslandsaufenthalte bedingten Abwesenheiten von Kollegiat*innen die Gruppe nicht so weit auf einen Rumpfbestand reduzieren, dass es zu einer erheblichen Beeinträchtigung des Diskussionszusammenhangs kommt, sollen abwesende Kollegiat*innen digital zugeschaltet werden. Die Durchführung von Veranstaltungen im Hybridformat wird durch technisch dafür ausgestattete Räumlichkeiten an der Universität erleichtert.

Weitere Qualifizierungsmaßnahmen

Zur Weiterqualifikation für wissenschaftliche und nichtwissenschaftliche Berufsfelder steht den Promovierenden an der Universität Konstanz ein differenziertes Fortbildungsprogramm des

Academic Staff Development offen. Doktorand*innen in der Endphase der Dissertation können seitens des Forschungssupports der Universität Beratung und Fortbildungsmaßnahmen im Bereich der Einwerbung von Fördermitteln in Anspruch nehmen. Ferner zielt das Promotionsstudium im Graduiertenkolleg auf den Erwerb akademischer Lehrkompetenzen ab; die Mitglieder des Kollegs haben die Möglichkeit, eine eigene Lehrveranstaltung (Proseminar) abzuhalten sowie sich hochschuldidaktisch weiterzubilden. Wie in der Vergangenheit gilt das Prinzip, die Kollegiat*innen auch als Gruppe zu wissenschaftlicher Selbstorganisation anzuleiten. Sie sollen nach einer Anfangsphase eigene Tagungen organisieren und damit zusätzlich wissenschaftsorganisatorische Qualifikationen erwerben. Gefördert wird zudem die individuelle Vernetzung in überregionalen und internationalen Arbeitszusammenhängen. Mit Kollegiat*innen, die gegen Ende der Stellenlaufzeit Internships oder Fortbildungsprogramme absolvieren, würden wir mit Blick auf die Teilnahme am Studienprogramm und die Abgabe von Kapiteln individuelle Abmachungen treffen. Dabei wird auf die Balance zwischen der wünschenswerten Entfaltung von Aktivitäten einerseits und der notwendigen Konzentration auf eine zügige Durchführung der individuellen Forschungsarbeiten andererseits geachtet.

Qualitätsmanagement

Die Zwischenevaluation des Studienprogramms erfolgt im Rahmen von Semesterauswertungen, die mit den Kollegiat*innen am Ende jedes Semesters im Rahmen des Forschungslabors durchgeführt werden. Zentrales Erfolgskriterium bleibt die Qualität der abgeschlossenen Dissertationen. Es sollen Monographien entstehen, die unabhängig von laufbahntaktischen Erwägungen und kurzfristigen Konjunkturen Gewicht und Bestand haben. Die Arbeit im Graduiertenkolleg soll sich an der internationalen Forschungsdiskussion messen und international wahrnehmbar sein. Dazu zählt verstärkt die englischsprachige Publikation von Ergebnissen, zu der ausdrücklich ermutigt wird und für die Mittel für ein professionelles Lektorat bereitgestellt werden.